Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Refugirt und Emigrirt.

Dritter Band.

Refugirt und Emigrirt.

Eine brandenburgisch-französische Geschichte

in drei Büchern

von

George Hesekiel.

Dritter Band.

Berlin, 1869.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Drittes Buch.

Die Emigrirten.

Erstes Capitel.

Die kleine Susanne.

Die Tochter der unglücklichen Anna Marie wuchs auf dem Schwanenschloß zu Concal zu einem blühenden Mägdlein heran und die Baronin von Fauvel, welche von allen ihren Kindern keine Tochter, sondern nur zwei Söhne am Leben behielt, machte die Tochter der unvergeßlichen Freundin zu der Gemahlin ihres zweiten Sohnes Timoleon von Fauvel, der nach seines Vaters Tode als regierender Baron von Fauvel auf dem Schwanenschloß zu Concal saß.

Der verstorbene Gemahl der ältern Susanne pflegte das Pathenkind zum Unterschied die „kleine Susanne" zu nennen, und so hieß es denn auch ihr ganzes Leben lang, sie wurde Frau und hieß immer noch so, ja als sie Mutter von drei Söhnen war, nannte sie die ganze Familie mit einer ganz unbewußten Hartnäckigkeit die kleine Susanne, wenn sie

auch in der Anrede sich eines Zusatzes, nämlich kleine Mutter Susanne, bedienten.

Die kleine Susanne war nämlich wirklich sehr klein geblieben; als Kind ein zartes Püppchen, als Mädchen ein zierliches Figürchen, als Frau ein allerliebstes Persönchen, stets heiter und witzig, ja zu Zeiten spöttisch, nachgiebig aus Klugheit, den Freuden des Lebens, namentlich dem Tanz und der Musik geneigt, so weit als erlaubt, und eine weise Haushälterin für ihren großmüthig verschwenderischen Gemahl, der so lange seine Mutter, die ältere Susanne lebte, dieser die Verwaltung der Güter überlassen und als Einer der Kammerjunker des Königs am Hofe eine große und glänzende Rolle gespielt hatte.

Als die treue Mutter, bei welcher die kleine Susanne stets die Sommermonate auf dem Schwanenschloß zubrachte, während sie im Winter bei ihrem Gemahl in Paris lebte, hochbetagt gestorben war, zog sich der Kammerjunker mit seiner Gemahlin aus dem Geräusch der großen Welt zurück und nahm für immer Residenz auf seinen schönen Gütern in Touraine, welche durch das reiche Erbe von Barlaiemont, von der Mutter her, und durch das noch reichere Erbe von Beaune, von seiner Gemahlin her, erweitert, die

reichsten und schönsten Baronien im Garten von Frankreich bildeten.

Nur wenige Wochen residirte Timoleon von Fauvel, Baron von Fauvel und Concal und Herr einer ganzen Reihe von Herrschaften, wie ein kleiner Fürst auf dem Schwanenschloß, als er durch eine kurze Krankheit den Seinen entrissen wurde. Er starb noch in der Blüthe seines männlichen Alters, seine Kinder waren kaum in das erste Jünglingsalter getreten.

Im Jahre 1790 regierte die kleine Susanne mit Umsicht und Energie die Fauvel'schen Besitzungen, obgleich ihre drei Söhne im Schwanenschloß mit ihr lebten.

Der Aelteste dieser Brüder, die damals alle in dem Alter von zwanzig bis dreißig Jahren standen, hieß wie sein Vater und Großvater Timoleon und wurde der Baron von Fauvel genannt, oder kurz der Baron. Ein wilder, oft über alle Begriffe zorniger junger Herr, stolz und hochfahrend, tapfer und ausschweifend, beschränkten Geistes, aber dabei großmüthig und besserer Regungen immer fähig, demüthig fast, immer nachgiebig gegen seine kleine Mutter Susanne, die er eifersüchtig liebte.

Der zweite Sohn der kleinen Susanne war geist-

lich geworden, er hieß Eustach und führte auf den Wunsch seiner Großmutter den Titel eines Abbé von Barlaimont; so gedachte die ältere Susanne den Namen ihres erloschenen Geschlechtes noch einmal laut zu machen im Lande. Der Abbé von Barlaimont, von glänzender Begabung und wenn auch nicht eigentlich gelehrt, so doch höchst kenntnißreich, war fast ebenso leidenschaftlich wie sein älterer Bruder, den Genüssen des Lebens noch mehr ergeben wie dieser, darüber ein spottsüchtiger Zweifler, der vor nichts im Himmel und auf Erden Respect hatte, eins ausgenommen, seine kleine Mutter Susanne, für welche er der liebevollste Sohn war.

Der dritte Bruder endlich, Heinrich Renatus, hieß der Ritter von Beaune; wie die ältere Susanne ihren Geschlechtsnamen Barlaimont dem einen Bruder gegeben, so hatte die kleine Susanne dem Andern den Namen ihres ritterlichen Geschlechtes verliehen. Der gelehrte Beaunius würde freilich gewaltig sein weises Haupt über den jungen Mann geschüttelt haben, der noch ein Mal seinen Namen wiedererweckte, denn der Ritter von Beaune war freilich der Schönste, aber auch ganz entschieden der Wildeste und Liederlichste von den Brüdern, von denen

Keiner ein Tugendspiegel war; auch der Unwissendste war er, aber freilich ohne Zweifel der Liebenswürdigste, wenn es ihm so gefiel. Für gewöhnlich zeigte er eine Gleichgültigkeit, die empörend sein konnte; selbst für seine kleine Mutter Susanne, deren ausgesprochene Schwäche für ihn er namentlich in Geldangelegenheit oft in ziemlich undelicater Weise mißbrauchte, zeigte er nicht so viel Rücksichtsnahme wie seine ältern Brüder. Der Vater hatte für seinen jüngsten Sohn eine Stelle bei den Truppen des Königlichen Haushalts gekauft und sehr früh war der Ritter bei den schwarzen Mousquetairs des Königs eingetreten; dort war er verwildert und überfeinert zugleich. Seit etlichen Jahren lebte er mit den Brüdern bei der Mutter auf dem Schwanenschloß, denn auch er war ein Opfer jener unglaublich unklugen Maßregel Ludwigs XVI. geworden, die das Königthum auf der einen Seite entwaffnete und auf der andern Seite den Gegnern des Königthums eine nicht unbedeutende Verstärkung zu senden.

Wir meinen die Auflösung der maison militaire du Roi; mehr als zwanzigtausend Edelleute, welche die Königlichen Haustruppen bildeten, wurden plötzlich nach Hause geschickt; so entwaffnete der unglück-

liche König sich selbst, als schon die Wetter der Revolution düster aufzuziehen begannen am Himmel Frankreichs. Aber damit noch nicht genug, der König schickte diese zwanzigtausend Edelleute nicht nur nach Hause, sondern er schickte sie auch unzufrieden, beleidigt, gekränkt fort. Es fiel an sich schon fast Allen diesen Herren hart, dem Beruf, die Beschirmung des Königs mit dem Schwert, zu dem sie geboren und erzogen waren, plötzlich entsagen zu müssen, die Meisten waren überdem auch noch einem ganz ungewissen Loos preisgegeben, denn man darf nicht vergessen, daß alle diese Herren ihre Stellen gekauft hatten, theuer erkauft hatten, daß für Viele unter ihnen ihr ganzes Erbtheil eingezahlt worden war. Und nun schickte sie der König heim unter höchst ungroßmüthigen Bedingungen, so daß fast Alle gezwungen waren, ihren Familien zur Last zu fallen.

Es kam dadurch eine Summe von Unzufriedenheit in die Provinzen Frankreichs, die schwerer bei den nächsten revolutionairen Ereignissen gewogen hat, als man bisher geglaubt hat. Die Unzufriedenen alle, wenn auch nicht immer bewußt, waren Bundesgenossen der Revolution; und als endlich die Kata-

strophe kam, da fehlten dem Könige die Schwerter der rothen, schwarzen und grauen Compagnien nur allzusehr.

Der Ritter von Beaune hatte nun freilich keine Noth, denn seine Familie war reich, aber er war doch gekränkt und unzufrieden, denn was sollte er, der mit Leib und Seele Soldat gewesen war, der mit allen seinen Neigungen an dem großen Leben in Paris und Versailles hing, was sollte er ohne Beruf auf dem alten Feudalschloß in Touraine? Freilich konnte er bei einem andern Regiment Dienste nehmen, aber dazu hätte eine ungemeine Selbstverleugnung gehört; die Stellung der Truppen des Königlichen Hauses war eine so bevorzugte gewesen, daß der Dienst in andern Regimentern, namentlich im Frieden, ihnen kaum angetragen werden konnte.

Außer der kleinen Susanne und ihren drei Söhnen wohnte im genannten Jahre auch noch der Abbé von Esparbès auf dem Schwanenschloß, der Ohm der drei jungen Herren, deren Vater der jüngere Bruder gewesen, aber doch in der Baronie succedirt, weil eben Franz von Fauvel frühe schon geistlich geworden und in den Benedictiner-Orden eingetreten war. Später hatte sich der gelehrte Herr von seinen

Ordens-Gelübden dispensiren lassen, war viel auf Reisen gewesen und hatte ein unstätes, zum Theil geheimnißvolles Leben geführt. Man sagte ihm nach, daß er bei verschiedenen Staatsactionen in's Geheim eine große Rolle gespielt und mit vielen gekrönten Häuptern in Verbindung gestanden habe. Es wurde gesagt, er selbst aber sagte nichts davon, denn er war ein Mann von kluger Zurückhaltung, der eigentlich nur dann sprach, wenn er gar nicht mehr anders konnte.

Die kleine Susanne hatte viel Vertrauen zu dem stillen geistlichen Herrn, der oft wochenlang seine Bücherstube im Königsthurm nicht verließ, und fragte ihn seit dem Tode ihres Gemahls oft in wichtigen Dingen um Rath, den dieser dann der Schwägerin und Jugendgespielin gern und willig ertheilte.

Einige wollten wissen, der Abbé von Esparbès sei geistlich geworden, weil die kleine Susanne seinem jüngern Bruder den Vorzug gegeben; das war aber ein Irrthum, die ältere Susanne hatte ihr Pathenkind dem Erben der Baronie von Anfang an zur Gemahlin bestimmt, ihr älterer Sohn hatte sich schon zum geistlichen Stande bestimmt in seinen Knabenjahren.

Die kleine Susanne hatte wohl Sorge und oft auch Kummer genug um ihre drei wilden Söhne, aber sie ließ es sich nur wenig anfechten und sprach zu sich selbst: „Sie lieben sich unter einander und Alle drei lieben ihre kleine Mutter Susanne!"

Das war allerdings unbestrittene Thatsache, daß diese drei leidenschaftlichen jungen Männer, denn voll lodernder Leidenschaft waren sie Alle, wie verschieden sie auch sonst sein mochten, sich zwar tagtäglich stritten, sich aber niemals zankten, geschweige denn in einen ernsten Zwiespalt gerathen wären. Dabei war es fast komisch, daß die beiden ältern Brüder ihren Jüngsten, der sich ziemlich wenig darum zu kümmern schien, weit mehr liebten, als sich gegenseitig. Die kleine Susanne mußte oft im Stillen lachen, wenn sie sah, mit welcher Keckheit sich der Ritter von Beaune die Eifersucht zu Nutz machte, welche zwischen seinen beiden ältern Brüdern seinetwegen herrschte.

Sie konnte wohl lachen, die kleine kluge Person, denn der Ritter von Beaune machte es eben nur der kleinen Mutter Susanne nach, denn auch ihretwegen waren ihre ältern Söhne eifersüchtig und auch sie wußte diese Eifersucht unter Umständen gut genug zu benutzen.

Nur der Ritter von Beaune war nie eifersüchtig, weder wegen einer Mutter, noch wegen eines Bruders; hatte er doch in jungen Jahren in der großen Welt schon gelernt, wie lächerlich und spießbürgerlich es ist, eifersüchtig zu sein schon in Liebes- und Ehe-Verhältnissen, geschweige denn in Andern.

Der junge Herr dünkte sich überhaupt weit erhaben über seine Brüder, doch gab er dieser Empfindung niemals Ausdruck, das war ja nicht der Mühe werth.

Obwohl also die beiden ältern Brüder gegen einander standen, weil Jeder dem Andern die vermeintlich größere Liebe der kleinen Mutter Susanne und des Jüngsten beneidete, obgleich ihre gegenseitige Liebe nicht eben sehr groß war, so kam es doch auch zwischen ihnen niemals zu einem Familienzank.

Es war eben in Beiden ein fester Grund, ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit und dazu kam, daß der Baron trotz seines wüsten und wenig erbaulichen Wandels einen großen Respect vor dem geistlichen Stande hatte und in seinem Bruder den Geistlichen achtete, obwohl derselbe so wenig geistlich lebte, als irgend denkbar.

Und der Abbé von Barlaimont, der Alles be-

zweifelte, der nichts schonte, respectirte in dem Baron das feudale Haupt der Familie.

Das sind so Widersprüche, die für ein menschliches Auge unentwirrbar sind.

Dabei kam es der Erhaltung des Friedens unter den Brüdern sehr zu statten, daß sie sich niemals in ihren besondern Neigungen störten.

Der Baron liebte Pferde, Hunde, Schießgewehr, und Fischfang; zuweilen lief er mühevoll einer hübschen Dirne nach, machte sich aber auch sonderlich nicht viel daraus und tröstete sich für jedes verlorne Liebesmühn mit einem guten Trunk seines eigenen Weines oder Cyders und einer Pfeife Tabak.

Der Abbé von Barlaiemont dagegen war ein Schöngeist in jeder Beziehung, er liebte hübsche Verse schöne Mädchen und Frauen, feine Weine, eine ausgesuchte Tafel, sammelte Kupferstiche und Seltenheiten, schrieb Abhandlungen und Gedichte, die aber niemals fertig wurden, weil er faul war und trank in's Geheim sehr fleißig von einem trefflichen Liqueur, den er selbst destillirte; galant wie immer nannte er diesen Liqueur „petite Susanne“.

Man sieht, mit ihren Neigungen konnten sich die beiden älteren Brüder nicht ins Gehäge kommen und

der Ritter von Beaune erst recht nicht; denn der hatte gar keine Neigungen, wenigstens sagte er's und die ältern Brüder glaubten ihm wirklich, wenn er achselzuckend und gleichgültig sich von allen Vergnügungen abwendete.

„Er hat in Paris Alles durchgemacht, es ist ihm Alles gleichgültig geworden!" sagte der Abbé.

Der Baron nahm sich nicht die Mühe, das zu sagen, aber er dachte es; nur die kleine Susanne wußte es besser; sie wußte, wo das Geld hinkam, was ihr Jüngster ihr und seinen Brüdern mit großer Feinheit abzunehmen verstand, sie wußte, wo er oft Wochen lang abwesend war und es wollte ihr zuweilen bange werden bei dieser Wissenschaft, aber sie schüttelte ihre Aengstlichkeit rasch ab und tröstete sich mit der landläufigen Redensart: „Der Würfelbecher ist die Domaine der jüngern Brüder!"

Also das Spiel war die herrschende Leidenschaft des Ritters von Beaune, oder vielmehr, der junge Mann hatte sich auf das Spiel geworfen und es zu seiner Beschäftigung gemacht, denn er gehörte zu jenen Spielern, die beim Spiel nicht von der Leidenschaft des Spielers beherrscht werden, sondern es kühl und

klug, wissenschaftlich oder handwerksmäßig, wie man's nennen will, betreiben.

Solche Leute sind immer in Gefahr Betrüger zu werden, aber dem Geiz sind sie bereits verfallen.

Die kleine Susanna wußte wohl, daß ihr jüngster Sohn Spieler war, täuschte sich aber darin, daß sie glaubte, der Ritter von Beaune sei geldbedürftig, weil er leidenschaftlich und unglücklich spiele; das war durchaus nicht der Fall, der Ritter spielte immer oder doch so oft er Gelegenheit dazu fand, aber er spielte weder leidenschaftlich, noch unglücklich, sondern sehr vorsichtig und mit geringen aber häufigen Gewinnen. Seine immerwährenden Geldforderungen hatten ihren Grund lediglich in seiner Habsucht, in seinem Geiz.

Noch war übrigens der Ritter von Beaune nicht zum Betrüger geworden, noch hatte der Geiz keine schmutzige Form angenommen. Und zu seiner Ehre müssen wir bemerken, daß seit dem letzten Jahre etwa die politischen Vorgänge in Paris die Aufmerksamkeit des jungen Mannes in Anspruch genommen hatten, daß er sich weniger als je um das Spiel, das er als Mittel zum Erwerb desselben schützte, gekümmert hatte.

Als die politische Lage schwieriger wurde, namentlich seit der Zerstörung der Bastille, fürchtete die

kleine Susanne einige Zeit, daß politische Gegnerschaft die Eintracht, in welcher ihre Söhne lebten, stören könne, sie erkannte aber bald, daß die Brüder nicht politische Gegner waren.

Die drei jungen Herren im Schwanenschloß waren Aristokraten und Royalisten, aber sie waren auch unzufrieden; es war nur der Unterschied, daß Jeder von ihnen über andere Dinge unzufrieden war. Jeder erklärte zwar die Gegenstände der Unzufriedenheit der Andern für untergeordnet, oder geradezu für Bagatellen, er war aber doch in der Unzufriedenheit einig mit den Brüdern.

Je weiter und je entschiedener aber die Revolution vorging, desto mehr vergaßen die Brüder ihre Unzufriedenheit, desto starrer und steifer richteten sie sich gegen die Revolution, in der sie die Todfeindin der Aristokratie und ihres Thrones erkannt hatten.

Viel zu wenig hat man bei dem furchtbaren Schauspiel, das die französische Revolution gab, bis jetzt auf die Zustände der Provinzen gesehen, man hat immer nur auf Paris geblickt. In den Provinzen trat das Revolutionsfieber im Anfang allerdings nur periodisch auf und es dauerte länger, ehe es ganze Landschaften ergriff.

Da wo der Adel nur einigermaßen noch seßhaft auf dem Lande geblieben, wo die adeligen Güter nicht lediglich dem vornehmen Hofadel gehörten, der nie unter seinen Unterthanen erschien und sie durch Pächter und Verwalter drückte, wo noch eine Spur von Landadel war, da fand die Revolution noch lange Zeit nach ihrem Siege in Paris ganz energischen Widerstand.

Freilich aber riß die Fluth der Revolution jedes Bollwerk nieder und spülte jeden Damm weg, weil eben dem Widerstande jede Organisation und die einheitliche Leitung von Oben, vom Throne, fehlte.

In Touraine gab's hartnäckigen Widerstand, eben weil dort ein verhältnißmäßig mächtiger Landadel saß, der das sittliche Band mit seinen Einsassenschaften festgehalten hatle.

Noch im Januar des Jahres 1790, über ein halbes Jahr nach dem Bastillesturm, konnten zehn bis zwölf Edelleute aus Touraine, unter ihnen die drei Brüder vom Schwanenschloß, mit fast dreitausend bewaffneten Bauern in Tours einmarschieren und dort der Herrschaft des Jacobiner-Clubs ein Ende machen.

Von da ab ging es freilich bergab mit der Macht des Adels in Touraine, die Edelleute wurden von

Paris aus gänzlich im Stich gelassen, sie waren nicht mehr im Stande, ihre Leute den Lockungen der jacobinischen Sendlinge zu entziehen, Viele erfaßte Furcht und Verzweiflung, die Muthlosigkeit fiel bleischwer auf fast Alle.

Einige gingen nach Paris, um sich dort unter den Trümmern des Throns zu begraben, mit dem Degen in der Hand für den König zu sterben, Andere flüchteten in das Ausland und schlossen sich der Emigration an, welche der Hofadel bereits zu organisiren begann.

Von Denen, die nach Paris gegangen waren, gelang es nur Wenigen, einen ritterlichen Tod zu finden, die Revolution zog eben das Schwert nicht, sie arbeitete viel lieber mit der Guillotine.

Von allen Edelleuten in Touraine, welche die Revolution bekämpften, saßen im Sommer des Jahres 1790 ganz allein noch die Fauvel von Concal auf ihrem Schwanenschloß und verachteten trotzig den Haß der Jacobiner. Sie bauten auf die Anhänglichkeit ihrer Vasallenschaft an den gekrönten Schwanenhals und das Schachbrett. Sie konnten das, denn mit einer einzigen Ausnahme hatten alle Barone von Fauvel die längste Zeit ihres Lebens auf ihren Gütern

gewaltet und sie hatten stets ein Herz für ihre Unterthanen gehabt.

Und noch immer, als schon alle andern Positionen genommen waren, hielt sich das Schwanenschloß als eine feste Burg des Königthums; der Jacobinerclubb in Tours, der alle revolutionairen Bewegungen in Touraine leitete, wagte noch immer nicht seine blutige Hand nach den drei Brüdern auszustrecken, denn man wußte in Tours, daß der Baron nur eine Fackel auf dem Königsthurm anzustecken brauchte, um in wenigen Stunden ein paar tausend bewaffnete Bauern um sich zu versammeln.

Aber die Brüder im Schwanenschloß wußten andrerseits sehr gut, daß es so nicht lange weiter getrieben werden konnte, sie wußten, daß der Abfall große Fortschritte machte unter ihren Leuten und daß die Mehrzahl derselben zwar noch treu zu ihnen hielt, daß sie aber den Muth und das Vertrauen zur Königlichen Sache bereits verloren hatte.

Und in dieser gefährlichen Situation sah die kleine Susanne ihre drei Söhne zum ersten Male wirklich uneinig.

Der Baron, der in seinem Grimm mehr als gewöhnlich trank, tobte wie ein angeschossener Eber; er

wollte seiner Väter Schloß nicht verlassen, er wollte sich gegen die Revolution wehren bis auf den letzten Mann, sich dann in den festen Königsthurm zurückziehen und sich da mit der Lilienfahne in die Luft sprengen.

Der Abbé wollte emigriren, mit seiner kleinen Mutter Susanne in die Fremde ziehen.

Der Ritter von Beaune erklärte, er habe weder Lust, sich ganz nutzlos mit seinem ältern Bruder in die Luft zu sprengen, noch mit seinem zweiten Bruder feige das Vaterland verlassen, er werde nach Paris gehen und dort bei dem Könige aushalten bis zuletzt.

„Warum mußte dieser arme Herr die maison militaire auflösen!“ seufzte der ehemalige schwarze Mousquetair; er war fest überzeugt, daß die Königlichen Haustruppen die Niederlage des Königthums verhindert haben würden.

Fast jeden Tag stritten die Brüder, der Streit erhitzte sich bis zum Zank, aber zu einem Resultat führte er nicht, der Ritter von Beaune ging nicht nach Paris, der Abbé emigrirte nicht, der Baron sprengte sich nicht in die Luft.

So blieb es bis zum August, da ließen eines

Tages die Vorsteher der Dorfschaften, die unmittelbar zur Baronie Concal gehörten, lauter Leute von erprobter Treue, um eine Audienz bei ihrem Baron bitten.

Sie wurde ihnen bewilligt und der Baron war naiv genug, sich einzubilden, die Leute kämen, um die seit Jahresfrist, oder noch länger, rückständigen Herrschaftszinsen und Lehnsabgaben ganz oder zum Theil zu bezahlen. Auf Bitten der kleinen Susanne hatte der Baron seine Rechte nicht geübt, denn die kluge Frau begriff sehr wohl, daß es sehr unpolitisch sein würde, die treuen Leute zu Abgaben zu zwingen, so lange die Untreuen, welche ihre Lehnsherren verjagt hatten, nichts bezahlten. Es war ganz richtig, daß alle diese Lehns-Gefälle und Herrschafts-Rechte durch die National-Versammlung abgeschafft waren, verzeihlich, daß der Baron diese Abschaffung für ungültig erklärte, aber wunderbar naiv, daß er glaubte, seine treuen Bauern würden auch in diesem Punkte mit ihm einverstanden sein.

Der Abbé lachte seinen Bruder aus, der Ritter von Beaune zuckte die Achseln, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Und so finden wir denn die Familie Fauvel abermals in dem Ahnensaal mit den Schwa-

nenhälsen versammelt, in welchem wir vor länger als hundert Jahren den hugenottischen Theil des Geschlechts Abschied nehmen sahen von dem einzigen katholischen Sprossen.

Es waren dieselben Ahnenbilder, dieselben alterthümlichen Waffen und Wappen, dieselben Schwanenhälse und Trophäen, aber die Menschen waren Andere.

Keiner von Allen dachte an sein religiöses Bekenntniß, um des Glaubens willen würde Keiner von ihnen Vater-Erbe und Vaterland aufgegeben haben, der Gedanke daran war an sich schon unmöglich.

Sie schritten gleichgültig über die schwarze Tafel hin, welche da mitten im Saal durch Datum und und Namen die Stelle bezeichnete, an welcher der katholische Heinrich von Fauvel gekniet, als ihn seine greise Mutter segnete an dem Abend vor dem Tage, an welchem sie ihr weißes Haupt in's Ausland trug, um Gottes willen.

Niemand achtete auf die goldene Platte an der Krone des Stuhles vor der Oberstelle der Tafel, welche besagte, daß Herr Franz von Fauvel Baron von Concal sich seiner Baronie zu Gunsten seines jüngern Bruders entschlagen, am Abend vor dem Tage, da er nach Deutschland geflüchtet, um seines Bekenntnisses willen!

Und Alle, die sich heut hier versammelten, waren doch Nachkommen desselben Heinrich von Fauvel, der in so pietätvoller Weise das Andenken seiner Mutter und seiner Geschwister, die sich geflüchtet hatten, zu erhalten suchte durch Zeichen und Schrift in der alten Hütte der Väter.

Wie oft mag jener Heinrich von Fauvel, der Mann des Weibes ohne Seele, wehmüthig auf den leeren Stuhl seiner edeln Schwester, der festen, klugen Louise Couronne geblickt haben! Er hatte unter der Krone ein goldenes Fischlein mit der Jahrzahl und dem Datum dabei anbringen lasseu. Wer wußte jetzt noch, daß man dieses Fräulein von Concal, das später die Stammmutter der brandenburgischen Fauvels wurde, einst das „hübsche Fischchen" allgemein im Lande genannt hatte?

Damals, an jenem Abschiedstage, tobte der Herbststurm über den Schwanensee und heulte um den Königsthurm, heute lag die schwüle Augustsonne faul und schwer auf dem Schwanenschloß; damals schieden sich ernste und religiöse Menschen freiwillig von Allem, was ihnen lieb und theuer war auf Erden, um Gottes willen, heute vermochten Glieder derselben Familie sich nicht zu einem Aufgeben zu entschließen,

obgleich das Verderben bereits an ihre Thür pochte, weil in ihnen trotz aller Bildung der Welt, trotz mannigfach edler Eigenschaften, trotz ihrer politischen Meinungen oder Ueberzeugungen die Kraft und die Freudigkeit zum Opfer fehlte, welche nur aus der Tiefe lebendigen Glaubens quillt.

Das ist der Unterschied der Refugirten des siebzehnten und der Emigrirten des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Baron führt seine Mutter herein und nöthigt sie auf dem Ehren-Platz des Barons Platz zu nehmen.

Gewiß ist das ein Zeichen seiner Liebe zu der Mutter, aber ein Baron des siebzehnten Jahrhunderts hätte das nimmer gethan, und hätte er's gethan, die Mutter hätte es nicht angenommen, sie wäre die Erste gewesen, eine solche Verachtung des geheiligten Herkommens zu rügen.

Es ist das eine Kleinigkeit, anscheinend, sie wiegt aber schwerer als Glied der langen Kette von Vernachlässigungen, von Sünden gegen das Herkommen, die der französische Adel sich zu Schulden kommen ließ; sie setzten ihre augenblicklichen Stimmungen, ihre persönlichen Neigungen an die Stelle der

freilich oft unbequemen, aber auch haltbaren und stützenden Ordnungen der Väter, damit haben die vornehmen Herren der Revolution mächtig in die Hände gearbeitet.

Die kleine Susanne ist noch immer eine hübsche Frau, obwohl sie über fünfzig Jahre alt ist, ihre Augen sind klug und sanft, ihr Gesichtchen noch frisch; sie ist weiß und noch immer nach der Mode gekleidet, die ihr wohl ansteht; ihr Haar ist in einer der häßlichen Frisuren von damals aufgebaut und stark gepudert. Die Dame kokettirt mit ihren schönen Händen, wenn sie eine Prise aus dem zierlichen Döschen von Bergkrystall nimmt.

Der Baron, welcher der Mutter zur Rechten Platz genommen, ist ein langer hagerer Herr, der einen grauen Rock mit grünem Kragen, ein Mittelding zwischen Uniform und Jagdanzug, hohe Stiefeln und Hirschfänger trägt. Es ist das Kriegskleid der Royalisten im Westen, welche bereits aufgestanden waren und sich im offenen Kriege gegen die Revolution befanden. Das Gesicht des Barons war ein gutes Gesicht eigentlich, aber etwas wüst, die Züge ein wenig roh und sinnlich, der Blick der blauen Augen trübe; das Ganze machte auf den ersten Anblick wenig

Eindruck, wer aber schärfer blickte, erkannte wohl, daß eine gewaltige Kraft, eine rücksichtslose Energie hier schlummerte, die nur geweckt zu werden brauchte.

Der Abbé von Barlaiemont, der auf der andern Seite neben der Mutter Platz genommen, sah seinem ältern Bruder sehr ähnlich, er war nur etwas finster, etwas glätter und trug sich jetzt wieder, nur weil zuweilen Gefahr damit verbunden war, geistlich; vielleicht fand er auch, daß ihm die Abbékleidung gut stand. Man sah ihm übrigens auf der Stelle den Lebemann an, er trug die geistlichen Kleider ungefähr so, wie ein Kammerherr die Mönchskutte trägt, in welcher er auf der Hof-Redoute erscheint.

Der Schönste und auch der Merkwürdigste von den Söhnen der kleinen Susanne war der Ritter von Beaune; ein wirklich schöner junger Mann mit funkelnden, schwarzen Augen, blühender Gesichtsfarbe, hoch und schlank gewachsen, mit kleinem Kopf, kleinen Händen, kleinen Füßen, nur um den Mund lag ein kalter, höhnischer Zug, welcher der edeln Bildung Eintrag that.

Es war eine Stahlfaust in einem Sammthandschuh; wer hätte in dem Mann den Geiz und die Habsucht entdeckt? Dabei trug sich der Ritter von

Beaune in der reichsten Cavaliertracht; der Rock von kirschrother Seide war mit Gold gestickt, die Unterkleider, Strümpfe, Alles von weißer Seide; Schlingen, Knöpfe, Schnallen, Alles von Gold reich mit Edelsteinen besetzt. Das Gefäß seines Degens kostete an tausend Louisd'or, aber die Klinge war eine ächte Toledanerin vom ersten Rang.

Ehedem kleidete sich der Ritter von Beaune sehr einfach, erst als es Gefahr brachte, in der prachtvollen Hofkleidung, dem habit habillé zu erscheinen, weil die Jacobiner die Ketzer desselben verfolgten, kleidete sich der Ritter so prächtig als möglich.

Darin traf er mit seinem Bruder, dem Abbé von Barlaiemont, zusammen.

Aber so waren diese französischen Edelleute von damals und dieser Zug in ihrem Bilde hat etwas verführerisches, wenn wir ihn auch eben nicht überschätzen wollen.

Der Aelteste in diesem Kreise ist der Abbé von Esparbès, der Schwager der kleinen Susanne; er ist ein Greis schon, aber keiner von den Greisen, die ehrwürdig in ihrer Erscheinung sind; er sieht nicht aus wie ein heuchlerischer Priester, sondern er repräsentirt ganz vortrefflich jene eigenthümliche Art von

abenteuerlichen Diplomaten oder Politikern des vorigen Jahrhunderts, welche die Politik nicht als Mittel zur Erreichung großer Ziele betrachteten, sondern Politik als Steckenpferd ritten, oder um eine Rolle zu spielen. Solchen Menschen fällt zuweilen auch ein einzelner Erfolg von Bedeutung zu, er nützt ihnen aber nichts, weil sie denselben sofort wieder auf's Spiel setzen. Mit der Zeit werden denn Politiker dieser Art so klug, so fein, daß sie gar keine Erfolge mehr haben können, weil man bei ihnen in jedem Wort eine Falle fürchtet und nicht mehr das geringste Vertrauen zu ihnen faßt. Jeder diplomatische Erfolg aber verlangt ein wenn auch noch so kleines Maaß von gegenseitigem Vertrauen zwischen den Unterhandelnden.

Der Abbé von Esparbès, glatt und glau wie ein geschorener fetter Fuchs, blickte mit einem überlegenen Lächeln auf die Söhne seines Bruders, er sagte es nicht, aber man konnte es auf seinem Angesicht lesen, daß er sich wohl für fähig hielt, die ganze Revolution durch seine diplomatische Schlauheit allein aus dem Felde zu schlagen.

Wir wissen eigentlich mit Bestimmtheit nichts über die Erfolge, welche der Abbé von Esparbès einst

in der großen Welt errungen, er deutete stets nur auf solche hin und es wäre schwierig gewesen, bestimmte Schlüsse aus seinen gewundenen Redensarten zu ziehen; das aber sahen seine jungen Neffen sehr bald ein, daß ihr überkluger alter Oheim sich in einem ganz ungeheuren Irrthum in Bezug auf die Revolution befand, daß er keine Ahnung von dem riesigen Umschwung in der ganzen Denkungsweise des französischen Volkes hatte, der sich in den letzten Jahren vollzogen hatte. Mochten die jungen Männer sich auch selbst klar darüber sein, sie hatten wenigstens eine Ahnung, ein Gefühl davon und selbst der Baron, welcher von allen seinen Brüdern am wenigsten dachte, würde den überklugen Oheim laut ausgelacht haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, damit seiner lieben kleinen Mutter Susanne wehe zu thun; die kleine Susanne, so klug sie sonst war, glaubte nämlich noch immer an die überlegene Schlauheit des Abbé's von Esparbès; freilich hatte sie selbst keine Proben davon gesehen, aber sie erinnerte sich, daß ihre Pflegemutter, die ältere Susanne, und auch ihr verstorbener Gemahl nichts Wichtiges thaten, ohne vorher den Rath des Abbé's einzuholen. Darum fragte sie denselben noch immer um Rath und schätzte

dessen Klugheit hoch, wobei sie denn gänzlich vergaß, daß sie fast immer das Gegentheil von dem gethan, was ihr der geschätzte Rathgeber gerathen.

Es lag auf allen Anwesenden ein Gefühl von Bangigkeit, sie fühlten sich Alle mehr oder minder gedrückt, mit Ausnahme des Abbé's von Esparbès, der sich völlig erhaben dünkte über Alles, was da geschehen konnte.

Sie Alle fühlten, daß der Seiger schon aushob, der ihnen die Trennungsstunde schlug, und dennoch wollten sie sich das nicht gestehen, sie wollten nicht fort von dem Schwanenschloß, sie wollten nicht lassen von ihren Lebensgewohnheiten.

Die kleine Susanne rechnete ihren Söhnen eben vor, daß sie seit Jahresfrist schon den Aufwand des Hauses so beschränkt wie möglich habe, daß sie ihn lediglich aus frühern Ersparnissen bestreite, daß sie aber nur noch etliche tausend Francs habe und damit höchstens bis zum Schluß des Jahres ausreichen werde.

„Kannst Du irgend wie auf Einnahmen rechnen, Timoleon?" fragte sie ihren ältesten Sohn.

In diesem Augenblick wurden die Vorsteher der Gemeinden angekündigt.

„Wir reden nachher weiter, liebe kleine Mutter Susanne!“ entgegnete der Baron und gab dem Haushofmeister einen Wink, die Leute eintreten zu lassen.

Da kamen sie denn, diese treuen Menschen, meist Greise, trotz des heißen Sommerwetters mit den umgehängten braunen Mänteln, die breitkrämpigen und spitzigen Hüte in den harten Händen. Alle sahen ernst und etliche sahen tief bekümmert aus, denn sie hatten das Bewußtsein, daß sie zum letzten Male vor ihrem Baron erschienen, zum letzten Male vor die Familie treten, mit deren Väter ihre Väter seit undenklichen Zeiten zusammen gelebt.

Es machte sichtlich einen tiefen Eindruck auf sie, daß der Baron nicht auf dem Stuhle seiner Väter saß, sie sahen auch darin ein Zeichen, daß es vorbei sei mit der Baronie von Concal.

In einer langen Reihe stellten sie sich auf und sie wenigstens hielten die alte Feierlichkeit mit Würde aufrecht.

Nicht so der Baron, der drehte bequem seinen Stuhl halb nach ihnen um und anstatt zu sagen: „Willkommen im Haus, Ihr meine guten Leute von Concal!“ und: „Was ist Euer Begehr an Euren

Baron, Ihr meine guten Leute von Concal?' so wie's Herkommen gewesen so lange auf dem Schwanenschloß, rief der Baron hastig: „Guten Tag, sprecht, was wollt Ihr von mir?"

Sonst hätte der Aelteste der Leute das Wort genommen und mit einem: „Gottes Heil für den edeln Baron und sein ganzes Haus und treuen Gruß von seinen Leuten allen von Concal!" seinen Spruch begonnen; bei der ungewohnten Anrede aber blickten sich die Aeltesten verlegen an, sie fühlten, daß ihr alter Spruch nicht mehr paßte.

„Sagt doch endlich, was Ihr wollt?" rief der Baron ungeduldig und unwillig.

Da trat Einer der jüngern Männer, er war aber auch schon über das fünfzigste Lebensjahr hinaus, näher zu dem Sessel des Barons und sprach mit einer gewissen Leichtigkeit, die allein schon den Einfluß der Revolution verrieth, denn sie war eigentlich ganz unerhört an solcher Stelle: „Wir sind von unsern Gemeinden deputirt, Herr Baron, um Sie und Ihre Familie zu bitten, das Schwanenschloß so bald als möglich zu verlassen!"

Das Wort schlug wie Blitz und Donner ein, die Brüder sprangen auf, selbst die kleine Susanne

erhub sich, und der Abbé von Esparbès blieb mit überlegenem Lächeln sitzen.

„Frecher Lümmel!“ schrie der Baron wüthend.

„Diese Unverschämtheit muß gezüchtigt werden!“ drohte der Abbé von Barlaiemont grimmig.

„Hinaus mit dem Jacobiner!“ befahl der Ritter von Beaune stolz.

„Was unterstehst Du Dich, Augustin Magnan, schlechter Mensch!“ schalt die kleine Susanne, „wie kannst Du wagen, uns das zu sagen, Du, der Du in diesem Hause geboren und auferzogen bist, Du, dessen Väter und Mütter im Schwanenschloß seit hundert Jahren und länger das Brod des Barons gegessen haben?“

Der arme Kerl wich bestürzt hinter seine Genossen zurück; er fühlte es wohl tief, daß er sich eines Fehlers schuldig gemacht, aber er wußte eigentlich nicht, worin der Fehler bestand und wie er überhaupt dazu gekommen.

Der revolutionaire Hauch, der überall wehete, dem sich Niemand entziehen konnte, der allein hatte ihn getrieben zu reden und so zu reden, wie er geredet hatte.

Alle die Leute waren bestürzt und Etliche waren

durch die Rede Magnans, in dem wir einen Nachkommen jenes Reitknechts Magnan erkennen, dessen Spitzbubengesicht wir im ersten Buche unseres Buches mehrfach gesehen haben, noch tiefer gekränkt als die Herrschaft selbst.

Mehrere wollten zugleich reden.

„Du sollst reden, Vater Fialie!“ befahl die kleine Susanne und nahm wieder Platz, winkte auch ihren Söhnen, sich wieder zu setzen.

Gehorsam folgten sie dem Winke der Mutter.

„Sehr edler, sehr mächtiger Herr Baron und insgesammte gnädigste Herrschaft,“ begann der Greis, den die kleine Susanne aufgefordert hatte, ganz in der herkömmlichen Sprachweise, „ich habe über achtzig Jahre in dieser edeln Baronie gelebt und habe an keinem Tage das Gebet für den Herrn Baron und die gnädige Herrschaft vergessen, wir Alle hier sind gute und treue Leute von Concal, aber darum eben ist der Weg, der uns heute in dieses Haus geführt, uns saurer und schwerer geworden, als die härteste Arbeit. Es ist an dem, was der junge Mensch da gesagt hat mit seiner unverständigen Zunge. Wir kommen aus Liebe und Treue hierher, um die gnädigste Herrschaft zu bitten, sich zu retten und vor

der Uebermacht der Jacobiner zu fliehen, denn wir wissen es, daß sie einen großen Zug vorbereiten, die Jacobiner aus Tours und aus den andern Städten, sie wollen das Schwanenschloß überfallen, es mit Brand anfachen und die gnädige Herrschaft gefangen nehmen oder morden!"

„Sie sollen nur kommen, die blutigen Schurken!" schrie der Baron wüthend, „ich will ihnen zeigen, wie die von Fauvel auf Concal mit solchem meuterischen Gesindel umspringen, verdammte Canaille, brennen, brennen!"

Während der Baron wüthete, blickte der Abbé von Barlaiemont ängstlich anf seine Mutter, der Ritter von Beaune lächelte verächtlich.

„Vater Fialie," nahm die kleine Susanne das Wort, „was Du da sagst, wird wohl wahr sein, denn sonst hättest Du es nicht gesagt, aber wo sind denn die treuen und guten Leute von Concal, von Esparbès, von Alain und von Rabiel? wo sind die Männer, die zum Banner von Fauvel gehören? he! werden sie nicht da sein, um die Jacobiner zu Paaren zu treiben? Wo sind die Lehnsleute, die vor wenigen Wochen noch mit meinen Söhnen nach Tours zogen,

dort die Ordnung herstellten und die feige Canaille in's Mausloch jagten?"

Die kleine Susanne sah stolz und schön aus, als sie so sprach.

„Ach Gott und alle die lieben Heiligen droben!" antwortete Vater Fialie fast weinend, „warum bin ich nicht jung gestorben? Daß ich diesen Tag der Schmerzen habe erleben müssen!"

„Was soll das? rede, alter Mann!" befahl die Dame herrisch.

„Gnädigste Herrschaft!" sprach jetzt Fialie mit leiser Stimme, „die Zeit der Treue ist abgelaufen und die Untreue ist Herr im Lande, die jungen Leute wollen nicht mehr zu den Waffen greifen für die Herrschaft und wir Alten können Euch nicht mehr schützen gegen die Jacobiner!"

„Rebellen!" schrie der Baron, kirschroth vor Wuth.

„Ach Ihr armen alten Leute!" sagte die kleine Susanne wehmüthig und reichte dem Greis ihre kleine Hand, die dieser mit Küssen bedeckte und mit seinen Thränen benetzte.

Sie hatte auf der Stelle erkannt, wie die Sache lag; die Alten hielten wohl noch treu zur Herrschaft,

die jüngern Leute aber hatte endlich das Revolutionsfieber auch gepackt, es war aus, rein aus mit der Baronie von Fauvel-Alain.

Ein anderer Greis nahm das Wort und sprach: „Mit Verlaub, sehr edler und sehr mächtiger Herr Baron und gnädigste Herrschaft, es wird sich keine Hand erheben gegen die vom Schwanenschloß, aber die Leute können's nicht mehr aufhalten, was da kommt; ich nehme Gott zum Zeugen, daß wir Alle, auch unsere jungen Leute, die gnädigste Herrschaft viel lieber bei uns im Lande behielten, als sie ziehen ließen, aber die Uebermacht ist zu groß, sie sind ringsum Alle gegen uns, Alle; sie nennen uns Sclaven und beschimpfen uns, weil wir allein noch immer Barone haben. Die Jacobiner von Tours und aus den andern Städten haben das ganze Land Touraine gegen uns aufgewiegelt, sie haben uns die Märkte gesperrt, sie handeln nicht mehr mit uns; es ist vorbei und selbst wenn wir die Waffen noch ein Mal nehmen wollten, wir könnten die gnädigste Herrschaft doch nicht mehr schützen, die Macht ist zu groß!"

„Nun dann lebt wohl, Ihr armen Menschen," rief die kleine Susanne, „meine Söhne und ich, wir wollen Euch nicht unglücklich machen; die Fauvel sind

Euch seit Jahrhunderten gütige Herren gewesen, sonst sagten sie im Land Touraine, es sei nirgends besser hausen, als beim Schachbrett und dem gekrönten Schwanenhals; ich weiß, Ihr habt's nicht verschuldet, wenn der Spruch jetzt anders lautet. Freilich wäre Eure Pflicht gewesen, Euch in Haufen vor dem Schwanenschloß zu sammeln und zu sterben vor der Schwelle Eures Barons — es soll die letzte Wohlthat sein, die wir Euch erzeigen, wir entlassen Euch dieser Pflicht; lebt wohl, ihr armen Leute von Concal, gedenket meiner und meiner Söhne in Liebe; Gott schütze Euch!"

Die kleine Susanne handelte mit einer Sicherheit und Ruhe, die von ihren Söhnen bewundert wurde, sie fühlten, auch der Baron, daß die Mutter das Richtige getroffen; sie wußten, daß sie gehen mußten, daß jeder weitere Widerstand Thorheit war. Sie hatten das eigentlich schon längst gewußt, jetzt fühlten sie sich fast erleichtert, daß ihnen die Mutter die Entscheidung aufgenöthigt hatte.

Die alten Leute kamen und küßten der kleinen Susanne die Hand, die für Jeden noch ein freundliches Abschiedswort hatte, selbst für den armen

Augustin Magnan, der die tiefste Reue zu fühlen schien. Die edle Dame war tief gerührt.

Als aber die Leute zu dem Baron kamen, drehte ihnen dieser zornig den Rücken.

Auch der Abbé von Barlaiemont wendete sich ab und sprach mit dem alten klugen Oheim, den der ganze Vorgang höchlich zu belustigen schien.

Nur der Ritter von Beaune folgte dem Beispiel seiner Mutter und sprach freundlich mit den ehemaligen Lehnsleuten seines Geschlechtes, er deutete darauf hin, daß das Königthum von Frankreich wieder zu Macht und Ansehn gelangen könnte, und bat die Leute, ihre Herrschaft nicht zu vergessen.

Als der Letzte der braunen Mäntel hinaus war, nahm die kleine Susanne ihren Platz wieder ein, trocknete sich die nassen Augen mit einem Tüchlein und öffnete nachdenklich die Dose. Die Blicke Aller waren jetzt auf sie gerichtet.

„Wir müssen noch heute das Schwanenschloß verlassen,“ sagte sie plötzlich ganz kalt und ruhig, sie hatte die Bewegung, welche sie beim Abschied von ihren Leuten ergriffen, völlig unterdrückt, „es ist morgen, oder übermorgen oder an einem andern Tage eben so schwer von hier zu gehen, wie heute, und

wir ersparen den armen Leuten durch unsern raschen Weggang vielleicht den Besuch der Jacobiner, schützen das Schwanenschloß vielleicht vor Plünderung und Verheerung, aber wohin gehen wir?"

Die kleine Susanne nahm ihre Prise so zierlich, als habe sie die gleichgültigste Frage von der Welt gethan.

„Ich gehe dahin, wo man sich gegen die Schurken schlägt!" schrie der Baron grimmig; ich gehe nach der untern Loire, zu meinem Vetter Bonchamps!"

„Ich gehe nach Coblenz," erklärte der Abbé von Barlaiemont, „dorthin will ich unsre kleine Mutter Susanne in Sicherheit bringen!"

„In einer Stunde bin ich auf dem Wege nach Paris!" sagte der Ritter von Beaune.

„Und ich werde im Schwanenschloß bleiben!" schloß der Abbé von Esparbès und blickte Einen nach dem Andern triumphirend an.

Es kümmerte sich Keiner um ihn.

„Ha! wenn ich wiederkomme!" drohete der Baron.

„Ich glaube nicht, daß wir wieder kommen!" zweifelte der Abbé.

„Es ist gar nicht unmöglich, daß wir bald wie-

derkommen!" meinte der Ritter, „ich gebe die Hoffnung noch nicht auf."

„Ich weiß nicht, ob Ihr wiederkommen werdet, meine Söhne," erklärte die kleine Susanne fest, „es dürfte aber lange dauern, ich erlebe es nicht, ich komme nicht wieder!"

Es entstand eine trübe und lange Stille.

Da nahm der alte Abbé von Esparbès das Wort und sprach selbstgefällig: „Freilich möchte ich's nicht auf mich nehmen und Euch rathen, hier zu bleiben, aber ich sehe in der That nicht den geringsten Grund zu einer Abreise. Fast möchte ich sagen, Ihr flieht vor Gespenstern, merkt Ihr denn nicht, daß diese Bauern Euch mit List von hier entfernen, lediglich um keine Abgaben mehr an Euch zu zahlen?"

Der alte kluge Diplomat sprach noch eine ganze Weile fort, aber es hörte Keiner auf ihn.

„Ich kann Euch etwa sechstausend Francs in Gold und etliche hundert in Silber anbieten, lieben Kinder!" begann die kleine Susanne wieder, „die müssen wir in drei Theile theilen, ich muß mir aber einen größern Theil nehmen, denn ich und Barlaiemont sind zwei Personen!"

„Ich für mein Theil brauche nichts davon, liebe

kleine Mutter Susanne, ich habe noch Geld genug!" sagte der Baron, der immer großmüthig und verschwenderisch war.

Der Abbé von Barlaiemont, der zwar verschwenderisch, aber nicht großmüthig war, schwieg, denn ihm mußte Alles zu Gut kommen, was die Brüder der Mutter ließen.

Der Ritter von Beaune, der weder verschwenderisch noch großmüthig war, kämpfte einen kurzen aber schweren Kampf mit sich; er hatte Geld hinter sich, die Summe war nicht bedeutend, aber doch fast so viel, als die Mutter hatte; in dem einen Augenblick sagte er sich: die Mutter hat als Frau größere Bedürfnisse, sie kann nur kurze Zeit mit ihrem Gelde ausreichen, in dem andern bekämpfte er sich selbst mit dem Gedanken an den reichen Schmuck und die Kostbarkeiten, welche die Mutter mitnahm; sie hatte ein Vermögen in Perlen und Edelsteinen.

Indessen rang er doch die aufsteigende Habsucht so weit nieder, daß er's über sich gewann, zu erklären, er brauche höchstens hundert Francs zur Reise, denn er habe ein paar Edelsteine, welche er in Paris zu Gelde machen werde.

Damit waren die Geldverhandlungen beendet,

denn der Abbé von Esparbès, der eine große Summe gespart hatte, die er in Gold und guten Papieren bei sich hatte, mischte sich gar nicht in dieses Gespräch und hütete sich wohl, seiner Schwägerin etwas anzubieten.

Noch an demselben Abend, es war kaum finster geworden, und wäre noch hell gewesen, wenn sich der Himmel nicht mit dunkeln Wetterwolken umzogen hätte, fuhr eine alte, schlechte Reisekutsche, die seit Jahren nicht gebraucht worden war, durch die Höfe und Zwinger des Schwanenschlosses.

Die kleine Susanne fuhr in's Exil.

Sie hatte sich in die Ecke gedrückt und weinte bitterlich — sie war ja eine Fauvel, und überdem hatte sie hier so lange glücklich mit ihrem verstorbenen Gemahl und mit ihren Söhnen, mit der ältern Susanne und so vielen andern ihr lieben Menschen gelebt. Sie kannte hier jeden Stein, jeden Baum, sie wußte bei jedem Fenster, wer dahinter wohnte. Sie fühlte sich, fast zum ersten Male in ihrem Leben, schwach, hilflos, als alte Frau.

In der andern Ecke des Wagens lehnte nicht eben traurig, aber doch finster und verstimmt, der Abbé von Barlaiemont. Traurig war er nicht, weil

er das Glück hatte, seine liebe kleine Mutter Susanne zu begleiten, finster aber war er, weil es seinen Edelmannsstolz kränkte, daß er sich vor den Jacobinern flüchten mußte; verstimmt, weil er seine reichen Sammlungen und alle Bequemlichkeiten hinter sich ließ und einem unbehaglichen Flüchtlingsleben entgegenging.

Die kleine Susanne riß sich mit Schmerzen los aus den freundlichen Gewohnheiten ihres Lebens, aber an die Zukunft dachte sie kaum; ihr Sohn aber dachte fast nur der Zukunft und fühlte sich höchst unbehaglich bei diesem Gedanken.

Die Schloßfrau hatte es für gut gefunden, gegen die Dienerschaft nur von einer kurzen Reise zu sprechen, um unnöthiges und unter diesen Umständen gefährliches Aufsehen zu vermeiden; sie reiste ohne Gefolge und hatte nur ein Paar kleine Koffer mit den nöthigsten Kleidungsstücken bei sich.

Erst am andern Tage sollte der Abbé von Esparbès die Dienerschaft entlassen und die Entfernung der Herrschaft anzeigen.

Die kleine Susanne ging zunächst nach einem unbedeutenden Ort an der Küste, wo ein Kaufmann ein Comtoir hielt, der Verbindungen mit Italien unterhielt und einen starken Schmuggelhandel mit der

ligurischen Küste betrieb. Diesem Mann konnte die Baronin von Fauvel vertrauen, denn derselbe war aus Concal gebürtig und durch die Hülfe der Fauvel's, mit denen er in beständiger Verbindung geblieben, emporgekommen. Die Edelfrau wußte, daß es diesem Manne ein leichtes sein würde, sie auf einem seiner Schmuggelfahrzeuge heimlich aus dem Lande nach Italien zu schaffen.

Eine Stunde nach der Mutter verließen auch die beiden Söhne das Schwanenschloß; sie ritten auf starken Pferden davon, die außer dem Reiter nur leichte Mantelsäcke trugen.

Der Baron war tief erschüttert durch den Abschied von seiner geliebten kleinen Mutter Susanne, so tief, daß der wilde, leidenschaftliche Mensch sich kaum im Sattel zu halten vermochte, und daß er öfter laut schluchzte. Er konnte das, ohne Zeugen fürchten zu müssen, denn es war bereits schwarze Nacht und einzelne Blitze erleuchteten flammend nur auf Momente die Landschaft.

Wir wollen nicht behaupten, daß dem Ritter von Beaune der Abschied von der Mutter nicht auch schmerzlich gewesen, aber seine Bewegung galt doch viel mehr dem Abscheiden von dem Erbe der Väter,

dem Auszug aus dem Hause der Ahnen, dem Verlust der Baronie.

Der jüngere Sohn, der keinen Theil an diesem großen Grundbesitz hatte, zog zähneknirschend über den Verlust von dannen, während der wirkliche Besitzer, der Baron, gar nicht an seine Baronie dachte und sie in der Bitterkeit des Scheidens von der kleinen Mutter Susanne völlig vergessen hatte.

Langsam ritten die beiden Brüder dahin, sie glitten wie Schatten dahin in der Nacht über die Gefilde, über denen ihre Väter als Herren geboten seit Jahrhunderten. Niemand sah sie scheiden, aber in dem Ritter von Beaune stand die Hoffnung fest, daß er einst wiederkehren werde und die Absicht, sich zu rächen an denen, die ihn jetzt gezwungen zu weichen.

Um Mitternacht etwa erreichten die Brüder das Gasthaus zum gekrönten Schwanenhals an der großen Straße, welche nach Tours führt, hier war auf dieser Seite die Grenze der Baronie von Concal.

Der Reiter hielt sein Roß einen Augenblick an.

„Fauvel, nimm Abschied von Deiner Baronie!“ sagte er schmerzlich.

„Hole der Teufel Dich und die Baronie!“ ent-

gegnete der Baron grimmig und ritt weiter, ohne auch nur sein Roß anzuhalten, ohne einen Blick rückwärts zu thun, ein Blitz hätte ihm noch ein Mal einen Strich von dem Erbe seiner Ahnen gezeigt.

Als die Brüder ein Stück auf der Landstraße hingeritten waren, aber nicht nach Tours zu, brach das Gewitter mit voller Gewalt los.

Unter Donner und Blitz und wildem Regensturm waren sie geschieden.

Am andern Morgen herrschte große Aufregung in dem Flecken Concal und in den zunächst gelegenen Ortschaften, denn in aller Frühe hatte der Abbé von Esparbès die Abreise der Herrschaft den Dienstleuten angezeigt und sie mit einem Geldgeschenk, das ihnen die kleine Susanne bestimmt, entlassen.

Daß die vorgebliche Reise eine Flucht war, ergab sich darnach von selbst; noch vor Mittag hatten alle Dienstboten das Schwanenschloß verlassen, denn sie ahneten, daß es in der nächsten Zeit nicht ungefährlich sein dürfte, das berühmte Feudalschloß, das bei den Jacobinern im ganzen Lande so verhaßt war, zu bewohnen.

Außer dem alten klugen Abbé von Esparbès und seiner Magd im Königsthurm blieb nur der

Gärtner in seiner Wohnung und zwei steinalte Diener, welche freie Wohnung in einem der Höfe hatten und nicht wußten, wo sie hin sollten.

Auch der Thorhüter war geflüchtet; der alte Abbé saß in seinem Königsthurm und kümmerte sich um nichts — das Schwanenschloß war herrenlos.

Gewiß hegten Viele schmerzliche Gefühle über die Abreise der Herrschaft, etliche waren froh, daß die Fauvels ihren Feinden entkommen, noch andere, weil sie nun das jacobinische Gewitter, welches der Baronie drohte, abgewendet glaubten, die Meisten aber kamen sich so verlassen und schutzlos vor, wie Kinder, die ihre Mutter verloren haben.

So lange die Fahne mit dem Schachbrett vom Königsthurm geweht hatte, die Anwesenheit der Herrschaft, deren Muth bekannt war, verkündend, hatten die Leute noch immer das Gefühl einer gewissen Sicherheit gehabt; heute wehte die Fahne der Barone nicht mehr vom Königsthurm; es hatte Niemand daran gedacht, sie aufzuziehen, obwohl noch ein Fauvel im Schloß war, aber an den Abbé von Esparbès dachte kein Mensch. Die Fauvelfahne war eingezogen und fast Jeder sagte sich: daß etwas Furchtbares im Anzuge sein müsse, wenn selbst ihre Herrschaft flüchte.

Viele, welche noch in den letzten Tagen gar eifrig gewesen waren, die Ortsvorstände in's Schloß zu schicken und die Herrschaft zur Abreise zu bewegen, waren heute der Meinung, daß sie einen sehr dummen Streich gemacht und sich selbst damit geschadet hätten.

Aufregung und Niedergeschlagenheit waren in allen Häusern.

Am Nachmittag hielten die Anhänger der Revolution eine Versammlung in dem uns bekannten Gasthofe zum gekrönten Schwanenhals und sie konnten bemerken, daß dieselbe schon viel zahlreicher besucht war von Fauvel'schen Lehnsleuten, als die frühern. Gegen Abend strömten von allen Seiten die Jacobiner der Umgegend zusammen, denn mit Blitzesschnelligkeit hatte sich die Nachricht verbreitet, daß die Fauvelfahne auf dem Schwanenschloß eingezogen, daß die verhaßte Familie geflüchtet sei.

Der Gasthof an der Straße schien das Rendezvous der von Norden her ziehenden Banden zu sein, während sich die von Süden herauf Kommenden an dem Schlößlein von Rabiel trafen. Gegen Mitternacht zogen tumultuirende Haufen von beiden Seiten gegen das Schwanenschloß. Mit jedem Schritt vor-

wärts wuchs die Zahl und damit auch der Muth der Jacobiner. Auch aus den eigenen Ortschaften der Fauvels schlossen sich jetzt Viele an, die Meisten wohl nur aus Furcht oder Neugierde.

Die aus dem Süden, vom Schlößlein von Rabiel heranziehende Bande, zum Theil bewaffnet, zählte schon viel über tausend Köpfe, als sie in den Flecken Concal einzog und sofort sich aller Schenken und auch der Wein- und Branntwein-Vorräthe bemächtigte. Eigentliche Excesse fielen hier noch nicht vor, selbst einzelne Männer, die sich dem Vorhaben noch entgegensetzen wollten, wurden nicht gemißhandelt, sondern nur verspottet. Erst als die halbtrunkene Menge unter dem Ruf: „Zum Schwanenschloß, nieder mit den Fauvels, nieder mit den Tyrannen, zum Schwanenschloß!" aufbrach, wurden dem Maire, der ein entschiedener Anhänger der Familie war, die Fenster eingeworfen und seinem Adjunkten, der den Muth hatte, den Tobenden entgegen zu treten, durch einen Steinwurf die Zähne eingeschlagen.

Einen viel bösern Charakter nahm der Tumult aber augenblicklich an, als sich die Bande aus dem Süden mit der viel stärkern aus dem Norden auf dem Anger vor dem Schwanenschloß vereinigt hatte.

Diese war einigermaßen organisirt, hatte Führer und zeigte sich besser bewaffnet. Auch wurde es bald klar, daß sie in der festen Absicht gekommen war, das Schwanenschloß zu stürmen, auszuplündern und zu verbrennen.

Die Fauvelschen Leute schauderten bei dem Gedanken, denn, etliche junge Gesellen und schlechte Subjecte ausgenommen, waren sie Alle stolz auf das Schwanenschloß; sie waren groß geworden in dem Stolz auf dieses Gebäude und in ihren Herzen war immer noch ein Rest von Verehrung, von dankbarer Anhänglichkeit an die Familie.

Hier und da wagten auch noch immer Einige sich gegen die Absichten der Jacobiner zu erklären und wären sie in größerer Zahl zusammen unter irgend einem Führer aufgetreten, ja, hätten sie auch nur in geringer Zahl Miene gemacht, sich zu widersetzen und das Schloß zu vertheidigen, es wäre ihnen sicher gelungen. Aber Feigheit und Kopflosigkeit sind stets die besten Verbündeten der Revolution gewesen.

Schon donnerten Axtschläge an das eisenbeschlagene Thor zum ersten Zwinger, in dem rothen Fackellicht tauchten immer wüstere Gestalten auf, das ent-

setzliche Geheul berauschte die Menschen fast eben so wie der Wein und der Branntwein, der in Strömen aus den Fässern floß, da man aus dem Flecken unablässig herbeischleppte.

Der Widerstand, den das mächtige Thor leistete, entflammte die Wuth der Leute zur Raserei, sie stürmten mit den Balken dagegen, die sie von einem nahen Zimmermannsplatz geholt, es war Alles umsonst, das Thor spottete aller Anstrengungen.

Die Leute von Fauvel, selbst die, welche mitmachten, waren in's Geheim stolz auf den Widerstand, den ihr Schloß leistete, und dabei kam Niemand auf den Gedanken, auf Leitern über die Mauern zu steigen, sondern blind wüthend tobte die Menge gegen das Thor, welches, wie sich endlich ergab, gar nicht ein Mal verschlossen gewesen. Es war auch nicht Einer auf den Gedanken gekommen, auf die Klinke zu drücken; als das endlich Einer that, öffnete sich die schwere Pforte ganz von selbst und nun stürzte sich die Menge wie ein heulender Strom durch einen Dammbruch, durch das tiefe Portal hinein in die Höfe und Zwinger.

Jetzt konnte man bemerken, daß unter der Masse von etwa dreitausend halbtrunkenen und heulenden

Menschen sich nur etliche hundert befanden, welche bestimmten Führern gehorchten und rasch gewisse Thüren und Ausgänge besetzten; einzelne Leute der Faubels erkannten, daß dieser Streich von langer Hand vorbereitet gewesen sein mußte.

Auf dem Ehrenhof tobte bald ein wüstes Gelage, ein riesiges Feuer loderte in gewaltiger Flamme empor und wurde mit den kostbarsten Möbelstücken genährt, die man aus den Fenstern des Schlosses hinabwarf, Weinfässer wurden herbeigerollt und nicht angezapft, sondern eingeschlagen, Körbe mit Flaschen angeschleppt, der edelste Wein floß in Strömen. Mit den Sammet-Draperien aus den Sälen bekleidet tanzten sie um das Feuer.

Immer dichter wurde die Menge, die Frauen namentlich kamen jetzt erst in Masse zum Vorschein, geberdeten sich, wie immer bei solchen Vorgängen, viel leidenschaftlicher und abscheulicher noch wie die Männer und setzten an den wüsten Frevel die widerliche Orgie.

Vergebens aber suchten die Führer der Bande nach dem reichen Silbergeschirr der Familie; es war im Schloß versteckt, vergraben vielleicht, aber sie vermochten es nicht zu finden; das stachelte den Groll

der Jacobiner, sie waren hauptsächlich mit durch die Aussicht auf das Silbergeschirr gereizt worden zu diesem Unternehmen. Die verhaßte Familie war ihnen entgangen, und nun sollte ihnen auch der Schatz, denn das Gerücht hatte den Reichthum dieses Geschirrs in's Unglaubliche vergrößert, verloren gehen? Das durfte nicht sein.

Da wurden die beiden Diener herbeigeschleppt, die im Schlosse wohnten, steinalte Greise, die sollten gestehen, wo der Silberschatz begraben oder versteckt sei; die Aermsten verstanden in ihrer Todesangst kaum, was man von ihnen verlangte, sie konnten auch nichts gestehen, denn sie wußten nichts. . Da gab einer der Leiter ein Zeichen, die Menge fiel über die Greise her, schlug sie unter grimmigem Geheul zu Boden und in der nächsten Minute lagen nur noch ein Paar bis zur Unkenntlichkeit zertretene Leichname unter den Füßen der entmenschten Rotte.

Nun war die Bestie los; nun wurden die Feigen, die Mehrzahl, muthig aus Angst und Einer suchte es in Rohheit, Frevel und Bestialität dem Andern hervorzuthun. Die Magd des Abbé von Esparbès wurde in den Kreis gerissen, in Fetzen flogen ihr die Kleider um den Leib; in Todesangst be-

kannte sie, daß sich ihr Herr im Königsthurm in einer sogenannten Cachette hinter dem Camin seiner Bibliothek versteckt; die Menge jubelte, aber das Bekenntniß rettete dem unglücklichen Mädchen das Leben nicht; die Bestie hatte Blut geleckt, es war kein Halten mehr. Kaum war die blutige und zertretene Leiche der unglücklichen Dienerin bei Seite geworfen, als der tausendstimmige Schrei: „Ein Fauvel! ein Fauvel!" verkündigte, daß der Abbé von Esparbès gefunden und in den Händen der Bestien sei.

Da schleppten sie den alten Priester an das große Feuer im Ehrenhof, von allen Seiten tönten Verwünschungen, von allen Seiten stieß und schlug man nach ihm. Er sollte gestehen, wo das Silber versteckt sei; mit seinem überlegenen Lächeln blickte der Abbé auf die Kannibalen, aber er antwortete nicht — er hatte begriffen, daß die Revolution, welche er bis vor wenigen Stunden verachtet hatte in seiner eiteln Weisheit, daß die ihm das Leben doch nicht lassen werde; er wußte, wo die kleine Susanne am Tage zuvor das Silber und die wichtigsten Urkunden versteckt, aber er sagte kein Wort, sondern lächelte die Wüthenden mit vornehmer Verachtung an; dann nahm er den Rosenkranz und begann eifrig zu beten.

Die Menge brach in ein furchtbares Wuthgeheul aus, die Führer suchten sie vergebens aufzuhalten, denn sie gedachten das Geheimniß durch Martern zu erpressen; aber auch ihre Macht galt nichts mehr in diesem Haufen von Bestien; von zwanzig, dreißig Stichen und Stößen durchbohrt brach der Abbé zusammen.

Seine Klugheit hatte ihn in's Verderben gebracht, aber er starb doch muthig wie ein Edelmann und würdig wie ein Priester, den Rosenkranz in der Hand und das Gebet auf der Lippe.

Seltsam, als der Abbé von Esparbès niedersank, als ein Fauvel verblutete auf der Schwelle des Fauvelschlosses, kam auf einen Augenblick eine Art von Stillstand in die Orgie; die, welche zunächst waren, verstummten, die Mörder wichen zurück von der Leiche.

Was war das?

War's der Priestermord? war's der Mord, begangen an einem Sprößling des Herrengeschlechts, der so lange hier geboten?

Was schreckte die Bestien plötzlich?

Es dauerte übrigens kaum eine Minute, da schlug eine mächtige Flamme aus zwei Fenstern des

Schwanensaals, ein Mark und Bein erschütterndes Geheul erscholl, mit schrillem Pfeifen gemischt, es war, als ob die ganze Hölle käme; der Rundtanz um das Feuer im Ehrenhofe begann wieder, mit Beute beladene Plünderer sprangen aus den Fenstern des Erdgeschosses, die Scheiben klirrten, das ganze Haus stand in Flammen und beleuchtete die Gräuel und Schäuel auf den Höhen und in den Zwingern.

Immer zahlreicher und immer blutiger wurden die Zänkereien zwischen den trunkenen Plünderern, da ging plötzlich eine neue Feuersbrunst auf, die Ställe im mittlern Zwinger begannen zu brennen und plötzlich schoß eine riesige Flammensäule, weithin den nächtlichen Himmel röthend, aus dem riesigen Königsthurm hervor.

„Wir verbrennen, wir verbrennen, rette sich wer kann!“ rief eine einzelne Stimme, hunderte, tausende riefen's nach und nun rollte die Menschenfluth, von Todesangst gepeitscht, rückwärts durch die Höfe und sammelte sich wieder auf dem Anger vor dem ersten Zwingerhor.

Es kamen nicht Alle, die hineingegangen, wieder aus dem Schwanenschloß, mehrere wurden erdrückt und zertreten, etliche blieben betrunken liegen und

kamen in den Flammen um, denn in den nächsten zehn Minuten waren alle Gebäude des herrlichen Feudalsitzes wie in einen Flammennebel von Roth und Gelb eingehüllt.

Die Masse auf dem Anger verminderte sich rasch; wer darauf achtete sah jetzt, daß Gefährte aller Art herbeikamen, um die Beute fortzuschleppen, man hatte sich ja schon längst auf die Plünderung eingerichtet.

Auf dem Anger waren zuletzt nur Leute aus dem Flecken Concal und den nächsten Ortschaften, meist solche, die sich nicht an der Plünderung betheiligt hatten, die gar nicht im Schloß gewesen waren.

Da sahen sie es in Flammen untergehen, ihr berühmtes Schwanenschloß, das so lange ihr Stolz, ihre Freude gewesen, an dem ihre Väter mit Liebe gehangen.

Etliche von den Leuten vermochten gar nicht zu begreifen, daß es möglich sei; Andere weinten, noch Andere begannen die Gebete zu beten, die man bei einem Todten betet.

Lange sah man noch den Königsthurm wie eine düstere Gestalt mit einer Flammenkrone über den lodernden Brand der andern Gebäude ragen, bis er plötzlich mit einem dumpfen Krach durch die Flammen-

krone verschwand; der obere Theil des Thurmes war geplatzt und zusammengebrochen, er hatte Alles zerschmettert und nun hüllte ein feuriges Leichentuch das ganze Schwanenschloß ein.

Die Nacht verging und der Morgen kam, aber das Schwanenschloß brannte noch immer und brannte den ganzen Tag und die Leute von Fauvel waren stolz darauf, daß ihr Schloß dem Feuer so lange widerstand. So lange hätte es kein anderes Schloß im Lande vermocht, sagten sie.

Am Abend dieses Tages begann es zu regnen und regnete die ganze Nacht hindurch und am Morgen war das Schwanenschloß ein schwarzer Trümmerhaufen.

Nun konnten die Leute von Fauvel wieder stolz sein, denn im ganzen Land Touraine hatten sie die größeste Ruine!

Zweites Capitel.

Auf dem Wege.

Die Aufregung, welche gegen das Ende des Sommers 1790 in Frankreich herrschte, war sehr verschieden von der, welche im Jahre zuvor das ganze Volk, wenn auch in verschiedener Weise, bewegt hatte. Damals hofften die Leute noch, die Einen, daß es gelingen werde, die Revolution zum Stillstande zu bringen und das Königthum zu erhalten, die Andern, die Revolution wenigstens auf einem Wege fort zu führen, auf dem weitere Erschütterungen nicht zu fürchten und das Volk zum Genuß der erlangten Vortheile und Freiheiten kommen könne.

Beide Theile täuschten sich und nur diejenigen triumphirten, welche es vorausgesehen und gesagt, daß sich die Revolution nicht aufhalten lassen werde, daß sie von Erschütterung zu Erschütterung fortschreiten, den Ruin der bisherigen französischen Gesellschaft

vollenden und das uralte Königthum der Lilien von Frankreich zertrümmern werde.

Die Furcht der Royalisten war die Hoffnung der Jacobiner gewesen; jetzt sahen auch blöde Augen, wohin die Revolution führen mußte.

Die Güter der Geistlichkeit waren confiscirt, die Assignaten überschwemmten die achtzig Departements, die an die Stelle der alten Provinzen, Lande und Herrschaften getreten, der Erbadel, Titel und Wappen abgeschafft, die Jacobiner in einer wilden Jagd los gegen die Geistlichkeit, welche sich gegen die Eingriffe der Revolution in die Rechte der Kirche sträubte, kurz eine entsetzliche Confusion in Handel und Wandel, in Kirche und Schule, im Gebiet des Rechts und der Verwaltung, in allen Verhältnissen des öffentlichen und Privatlebens.

Das Conförderationsfest auf dem Marsfelde, von dem noch zuletzt so viel gehofft wurde, war eine Komödie, welche nicht den geringsten bleibenden Eindruck hinterließ, und nur dazu gedient hatte, jene edle Sentimentalität, die in Rousseau ihren Propheten hat, zu einem großartigen Ausdruck zu bringen, eine Sentimentalität, mit welcher die ganze Revolution in einer Weise verquickt ist, welche den Abscheu vor ihr bei

jedem ernsten Menschen steigern mußte, der aber freilich dem Theatralischen im Wesen der Franzosen vollkommen entsprach.

Auf der andern Seite versuchte das Königthum endlich in seine Widerstandspläne eine gewisse Einheit und Leitung zu bringen. Man knüpfte regelmäßige Verbindungen mit der Emigration an, die sich erst zu Turin und dann in Coblenz um die Prinzen des Königlichen Hauses sammelte.

Wir wollen hier nicht auf die Frage eingehen, ob die Emigration ein politischer Fehler war oder nicht, es läßt sich viel dafür, aber doch auch Mancherlei dagegen sagen, nur gegen den Vorwurf, daß die Emigration ihren König in der Stunde der Gefahr verlassen habe, müssen wir die Emigranten in der großen Mehrzahl wenigstens in Schutz nehmen.

Zuerst war es nämlich der König selbst, der die Emigration schuf, da er es seiner Politik angemessen fand, seinem Bruder, dem Grafen von Artois, seinem Vetter, dem Prinzen von Condé und einer großen Anzahl von vornehmen Edelleuten zu befehlen, sich in's Ausland zu begeben. Es ist möglich, daß Ludwig XVI. das nur that, weil diese Herren, unpopulair beim Volke, häufig in Lebensgefahr waren, es ist

aber gewiß, daß die Minister diese Maßregel anriethen, weil sie freie Hand haben wollten und sich dieser Herren zu entledigen wünschten, welche Einfluß auf den König hatten und stets zu energischen Maaßregeln gegen Revolution drängten, mit welcher die Minister milde fahren und diplomatisiren wollten. Diese Herren aber gehorchten dem Königlichen Befehl von vornherein mit der Absicht, außerhalb Frankreichs das zu thun, was in Frankreich nicht mehr möglich war, nämlich eine Armee zur Rettung des Königthums zu sammeln und mit Unterstützung der befreundeten Höfe in Frankreich einzurücken. Diesen ersten Emigranten folgten bald Andere, denn es zeigte sich immer mehr, daß die schwebende Politik des Königs eine Sammlung der Royalisten um den Thron ganz unmöglich machte, daß vom Thron keine Contre-Revolution ausgehen konnte. Wer also für das Königthum kämpfen wollte, der mußte einen andern Punkt suchen, und dieser Punkt war in dem Lager der emigrirten Prinzen ganz von selbst gegeben. Dann trat die Revolution immer nackter in ihrer großartigen Scheußlichkeit auf, immer röther wurden die Spuren auf dem Wege, den sie betrat, die Priester und Edelleute, die Beamten und die Anhänger des Königthums

überhaupt sahen sich in ihrem Leben bedroht, sollten sie sich wehrlos hinschlachten lassen von der entfesselten Furie, denn es war ja die unglückliche Politik des Königs, welche immer und immer wieder der Treue die Waffe aus der Hand nahm und sich in unheimlicher Verblendung der Untreue überlieferte? So schwoll die Emigration massenhaft an.

Gewiß schleppten die Emigranten alle die Sünden mit sich, welche die Revolution heraufbeschworen über die verrottete Gesellschaft, aber man muß auch so gerecht sein, einzugestehen, daß die Treue von Frankreich versammelt war um die Königlichen Prinzen.

Es ist empörend, daß die Franzosen und dann hauptsächlich auch deren deutsche Nachbeter den Emigranten ein Verbrechen daraus machen, daß sie die Waffen gegen das Vaterland geführt. Ja, es ist etwas Großes um das Vaterland, es ist ein schweres Verhängniß, was den trifft, der in Waffen angehen muß gegen die, welche seine Sprache sprechen, aber es ist auch etwas nicht weniger Großes um Ehre und Treue und es hat Niemand das Recht, Niemand, diejenigen zu verurtheilen, welche in einem Conflict Ehre und Treue höher halten als das Vaterland.

Wenn die Franzosen von heute das Vaterland

allein gelten lassen, so daß neben ihm nichts mehr gilt, so daß sie den Kampf gegen das Vaterland als das schwerste Verbrechen betrachten, so ist das erklärlich, denn ihnen, die so oft die Dynastie und die Regierung gewechselt haben, daß ihre politischen Männer den Eid der Treue kaum noch ohne Lächeln leisten können, ist ja nichts weiter geblieben, als der Begriff des Vaterlandes und sie müssen wohl das schwerste Verbrechen in jedem Angriff auf diesen Begriff sehen. Man darf doch aber nicht vergessen, daß damals nicht nur der gesammte Adel, sondern auch die richterlichen Obrigkeiten durch einen besondern Eid der Treue an das Königthum gebunden waren und daß ihr religiöser und politischer Glaube, daß ihre Ehre an diesem Eide hing.

Die Emigranten sahen das Vaterland im König, im Königthum, ihre Gegner sahen es in der Revolution und die Sieger haben dem Besiegten ein Verbrechen aus der politischen Meinungs-Verschiedenheit gemacht.

Das ist Alles.

Nicht gegen ihr Vaterland kämpften die Emigranten, sondern für das Königthum gegen die Revolution, welche die Maske abzog, welche in so scheußlicher

Gestalt auftrat, daß die edlern Geister alle, welche sie bis dahin verblendet hatte, sich schaudernd von ihr abwendeten.

Selbst die ersten Führer und Träger der Revolution, wie Mounier und Lally-Tollendal, kündigten ihr den Dienst auf und das größeste Genie dieser Zeit, Honoré Gabriel Riquetti Graf von Mirabeau, hielt bestürzt inne und stemmte seine gewaltige Schulter gegen das Rad, um den mit schwindelnder Schnelle niedersausenden Wagen des Verderbens aufzuhalten.

Mirabeau trat in dieser Zeit durch den Grafen von der Mark in Verbindung mit dem Königlichen Hofe; nur die Oberflächlichkeit kann behaupten, daß sich Mirabeau habe vom Hofe erkaufen lassen, freilich nahm er insgeheim Geld vom Hofe, weil er dessen bedurfte; aber er wurde nicht vom Hofe erkauft, um die Revolution zu bekämpfen, sondern der Hof gab ihm Geld, weil er die Revolution bekämpfte.

Männer wie Mirabeau kauft man nicht, man glaubt an Bestechung, weil dieser geistige Riese ein genialer Wüstling war, weil er verschwendete und Schulden machte, aber man würde auch an Bestechung geglaubt haben, wenn er ein moderner Cincinnatus gewesen wäre. Die Mehrheit findet bei jeder Be-

kehrung, bei jeder Umkehr mit einem wahrhaft teuflischen Scharfsinn stets gemeinste Beweggründe.

In dieser Zeit nun, wo Mirabeau Einheit in den Widerstand gegen die Revolution zu bringen suchte, wo der Hof mit den Emigranten und mit der Armee verhandelte, wo die Priester mit Lebensgefahr sich setzten gegen die Jacobiner, wo das Volk in seinen tiefsten Schichten aufgewühlt war, wo alle Leidenschaften zum Wort kamen, Groll und Neid sich die Hände boten, Habsucht in das politische Gewand kroch, Feindschaft dem Gegner mit der revolutionairen Phrase zu Leibe ging, wo Furcht und Mißtrauen scheue Blicke wechselten, wo kein Verhältniß mehr Sicherheit bot, weder im öffentlichen noch im Familienleben, in dieser Zeit ritten die beiden Brüder vom Schwanenschloß nach Paris.

Sie waren Beide ganz einfach gekleidet, wenige Monate früher noch würde ihr Erscheinen nirgendwo Aufsehen erregt haben, es war aber viel schneller und viel schrecklicher anders geworden, als sie in ihrem ziemlich abgelegenen Schloß unter der ihrer Familie anhänglichen Bevölkerung hatten ahnen können.

Schon am ersten Tage bemerkte der scharfe Blick des Ritters von Beaune, daß sie Aufsehen nicht nur,

sondern auch Mißtrauen erregten; ihr Aufzug war noch viel zu herrenmäßig, man merkte ihnen den Edelmann auf der Stelle an und das war genug, um die Jacobiner zu reizen.

Der Ritter war klug genug, als er diese Bemerkung gemacht hatte, die Orte zu umreiten, was ihm nicht schwer wurde, da er in der Gegend bekannt war. Aber das ging doch nicht immer, denn die Rosse namentlich bedurften der Herberge. Der Baron folgte willig allen Anordnungen seines Bruders und sprach gar nicht mit den Leuten, während der Ritter Gewandheit genug besaß, den oft zudringlichen, immer mißtrauischen Fragen der Leute zu begegnen.

Wenn der Baron nicht an seine liebe kleine Mutter Susanne dachte, so dachte er an die Kämpfe in der untern Loire; er ging ja nur nach Paris, weil ihm sein Bruder gesagt hatte, daß er von dort aus am leichtesten zu einem der kämpfenden Edelleute im Westen gelangen könne; freilich war der Ritter nicht grade überzeugt, daß es sich so verhalte, und daß der Umweg über Paris den Baron am leichtesten zu seinem Ziele führen würde — er hatte zunächst nur die Absicht, seinen Bruder so lange als möglich bei sich zu behalten, weil er fürchtete, daß derselbe aller

Fügsamkeit und aller Weltklugheit leer sich durch seine Leidenschaftlichkeit in's Unglück stürzen werde und der Ritter von Beaune liebte seinen ältern Bruder auf seine Weise. Vielleicht kam auch noch hinzu, daß der Ritter nicht einen Liard zu bezahlen brauchte, so lange er bei dem Baron war, denn kein älterer Bruder von guter Familie reiste und lebte mit seinem Cadetten, ohne für denselben zu bezahlen.

Die erste Stadt, welche die Brüder zu passiren hatten, war Amboise und sie konnten dieselbe nicht umreiten, weil sie über die lange, schlechte, hölzerne Brücke mußten; glücklicher Weise regnete es heftig und so kamen sie unaufgehalten durch die alte Stadt, über welcher auf schroffer Felsenmauer das schöne von Carl VII. gebaute Schloß thront, in welchem Carl VIII. starb.

Der Ritter seufzte erleichtert auf, als er Amboise im Rücken hatte, trieb aber sein müdes Roß stärker, denn er hatte noch fünf Lieues zu reiten bis nach Chenonceaux, wo er die Nacht über bei der Besitzerin zu rasten gedachte, und es dunkelte bereits.

Das reizende Schloß Chenonceaux, welches Franz I. von Philibert Delorme bauen ließ, liegt mitten im Cher; einst residirte Diane von Poitiers hier, Hein-

rich II. hatte es ihr geschenkt, gegenwärtig gehörte es einer Dame Dupin, der Wittwe eines unermeßlich reichen General-Pächters, einer geistvollen und liebenswürdigen Greisin von mehr als achtzig Jahren, welche der Ritter von Beaune in Paris kennen gelernt und auch schon öfter in Chenonceaux besucht hatte.

Scharf trabten die Ritter über die vom Cher anmuthig durchflossene Wiesen-Ebene und wenn es auch bereits völlig Nacht war, so war es doch noch allzu spät, als sie über die Brücke ritten, durch welche die Insel, auf der das Schloß liegt, auf dieser Seite mit dem Ufer verbunden ist. Mit dem andern Ufer ist das Schloß durch die berühmte Gallerie der Diane von Poitiers in Verbindung gesetzt; das ist eine lange auf gewölbten Bogen ruhende bedeckte Brücke, welche Diane zu einem Festsaal einrichtete.

Die Brüder hielten auf einem kleinen freien Platz vor dem Schloß und Diener, welche keine Livrée mehr trugen, nahmen die Pferde in Empfang, während die Besitzerin des Schlosses sie sofort um ihren Besuch bitten ließ. Man hatte damals schon in Frankreich nicht mehr Muße genug, sich umzukleiden, wenn man als Gast in ein Schloß kam.

Die Nachrichten, die man sich gegenseitig mitzu-

theilen hatte, konnten so wichtig sein, daß an Minuten Menschenleben hingen.

Madame Dupin aber, so hochbetagt sie war, trieb Politik auf eigene Hand und mit solchem Erfolg, daß ihr Schloß Chenonceaux bald eine Art Asyl oder neutraler Boden wurde, wo sich selbst heftige Gegner zusammen fanden, ohne sich an die Kehle zu fahren. Madame Dupin hat auf ihrem Schloß unangefochten gesessen in den schrecklichsten Tagen der Schreckenszeit; in der alten Dame war eine Mischung von Klugheit und Güte, durch welche sie sich unangreifbar zu machen wußte. Sie ist in Chenonceaux im zweiundneunzigsten Lebensjahre gestorben.

Man führte die Reisenden durch eine Reihe von Zimmern zu der Herrin des Hauses; Keiner von den Brüdern achtete darauf, daß überall, an den Thüren, an den Plafonds, an den Kaminen die Zeichen, die Embleme der Könige Franz I. und Heinrich II. angebracht waren, das gekrönte F. mit dem Salamander drüber, das gekrönte H. mit dem Halbmond, der wieder auf Diane, diese zauberische Schönheit, deutete. Diane von St. Valliers war über vierzig Jahre alt als sie den zwanzigjährigen Heinrich II. bezauberte; er liebte sie zwanzig Jahr lang bis an seinen Tod

und die sechszigjährige Diane war noch immer eine Schönheit.

Die beiden Brüder gingen an ihrem lebensgroßen Bilde vorüber, von Titian gemalt, sie warfen nicht einmal einen Blick darauf; wer hatte jetzt Zeit ein Bild anzusehen? obwohl es, kunstsinnig beleuchtet, in einer ganz undinenhaften Schönheit verführerisch zu ihnen niederlächelte.

Die alte Dame empfing ihren Besuch in einem nur mäßig erhaltenen, mit kleinen Porcellain-Platten vertäfelten Zimmer, regenfrische, erquickliche Nachtluft strömte durch die offnen Fenster herein, vor denen zwei schöne, alte Platanen standen, deren Wipfel vielleicht schon der Diane von Poitiers zugenickt hatten, wenn sie zu dem Fenster getreten!

Sie waren dann verhältnißmäßig immer noch nicht so lange schön geblieben wie diese Wittwe von Brézé!

Es war eine stattliche alte Dame, die Wittwe Dupin, welche durch ihren Sohn Moritz Großmutter der Schriftstellerin George Sand wurde, sie trat noch immer kräftig einher in ihren rauschenden, schwarzen Seidenkleidern und ihre Augen funkelten dem Bruderpaar ganz so feurig entgegen,

wie sie vierzig oder fünfzig Jahre früher gefunkelt hatten.

„Willkommen!“ sagte sie mit fester Stimme, die fast klanglos war, aber doch nicht schnarrte.

Dann streckte sie dem Ritter von Beaune die Hand wie abwehrend entgegen und rief aufgeregt: „Wo kommen Sie her, meine Herren, und wie kommen Sie hierher!“

„Zu Pferd und von unserm Schloß Concal, Madame!“ entgegnete der Ritter von Beaune die Hand der Greisin ergreifend und sie an seine Lippen ziehend, während der Baron sich tief verneigte.

„Ist es möglich?“ Die Dame schlug verwundert die Hände zusammen. „Die Herren kommen zu Pferd in diesem Anzuge von Tours nach Chenonceaux?“

Der Ritter lächelte, er begriff die Dame, der Baron aber blickte erstaunt erst auf seinen Anzug, dann auf die alte Dame, die ihm ein Räthsel aufgab, dessen Lösung ihm zu schwer fiel.

„Herr Baron,“ erklärte Madame Dupin wie immer sofort helfend, „ich wundere mich, daß man Sie und Ihren Herrn Bruder nicht sofort todtgeschlagen hat, denn man hat auf hundert Schritt

Entfernung Edelleute in Ihnen erkannt. Wie können Sie so unvorsichtig sein in diesen trüben Zeiten so durchs Land zu reiten; es ist ein Wunder, ein großes Wunder sage ich Ihnen, daß ich das Glück habe, Sie lebendig hier vor mir zu sehen!"

„Darum also sind wir immer um die Dörfer herumgeritten," entgegnete der Baron nachdenklich und warf einen dankbaren Blick auf seinen Bruder, „ich bitte um Entschuldigung, Madame, aber ich habe nicht gewußt, daß es schon so schlimm in Frankreich geworden!"

„Es ist so schlimm geworden," sagte die Dame ernst, „aber nehmen Sie Platz, Herr Baron und Sie, lieber Beaune, sagen Sie mir, wohin Sie gehen!"

„Nach Paris!" antwortete der Ritter.

„Warum sind Sie nicht auf Ihrem Schloß geblieben, Herr Baron? ich werde Chenonceaux nicht verlassen!"

Die alte Dame sah gar muthig aus.

Der Ritter nahm seinem Bruder die schwere Last der Erzählung ab und theilte der Greisin die Verhältnisse mit, unter denen sie das Schwanenschloß verlassen hatten.

„Gut dann, für Paris,“ nahm Madame Dupin nach einer kurzen Pause das Wort wieder, „man ist zuweilen in der Höhle des Löwen sicherer vor ihm wie draußen; aber nicht in diesem Aufzuge, nicht cavaliermäßig hoch zu Roß, meine armen jungen Freunde, die Zeit ist gar zu hart, es darf jetzt Niemand über Andere emporragen wollen, nicht zu Roß!“

„Ich habe nicht gelernt zu Fuß zu gehen, Madame!“ fuhr der Baron unartig heraus.

„Mein armes Kind!“ entgegnete die Dame sanft, „Sie werden in dieser Zeit noch Manches lernen, was Ihnen noch weniger sanft thun wird, als das vom Roß steigen!“

„Ich kann sterben!“ rief der Baron.

„Daran zweifle ich nicht,“ erwiederte die Greisin ruhig, „aber man nimmt sich doch gern Zeit damit!“

Der Ritter wollte seinen Bruder entschuldigen.

„Sparen Sie Worte, lieber Beaune, eine so schreckliche Zeit entschuldigt Alles, aber liebes Kind,“ sie wendete sich mit herzgewinnender Freundlichkeit wieder zu dem Baron, „Sie sollen ja gar nicht zu Fuß gehen, obwohl das für Ihre Sicherheit das Beste wäre. Sie wollen nach Paris, ich frage nicht danach, was Sie dort wollen, erstlich geht es mich

nichts an, zweitens politisire ich nicht, drittens kann ich's mir leicht denken. Wer aber nach Paris will, der muß auch die Mittel wollen, in diesem cavaliermäßigen Reiseanzuge aber, den Degen an der Seite, hoch zu Roß kommen Sie nimmermehr nach Paris, nicht ein Mal nach Blois!"

Der Baron schwieg, die Alte imponirte ihm, der Ritter zuckte die Achseln.

„Ihr seid Kinder," rief die Dame eifrig," die alte Hexe von Chenonceaux muß sich Eurer annehmen, wartet, ich werde Euch bis auf's Hemde auskleiden und anders anziehen, Eure Tugend läuft keine Gefahr dabei, denn als Euer Großvater geboren wurde, hatte ich schon meine ersten Liebschaften glücklich überstanden," schaltete sie lächelnd ein, „für diese Hemden mit Busenstreifen und Spitzenmanschetten ziehe ich Euch Hemden an, deren Leinewand so steif ist wie ein dünnes Brett, für die weißseidenen Westen bekommt ihr solche von rothem Chorin, für die perlgrauen Reitfracks, sehr schöne lange braune Tuchröcke, dazu schwarze Sammetbeinkleider, graue Zwirnstrümpfe und englische Halbstiefeln mit gelben Klappen; überdem gebe ich Einem eine Peitsche, dem Andern einen Hakenstock und Jedem einen von diesen abscheulichen

runden Hüten. So in der Tracht des dritten Standes, der jetzt herrscht, setzen sich die Herren auf einen leichten Wagen und fahren so sicher nach Paris, als das unter diesen Umständen irgend möglich ist!"

Der Baron blickte grimmig darin, ihm mißfiel die Tracht des herrschenden dritten Standes im höchsten Grade, denn in den Provinzen Frankreichs, die nicht unter dem Einfluß der herrschenden englischen Mode standen, war das französische Kleid und die adelige Sitte des Degentragens bis in die letzten Monate unangefochten geblieben; man trennt sich aber von solchen Dingen schwerer als man selbst denkt.

Der Ritter, welcher sich der Nothwendigkeit, welche er begriff, willig fügte, entgegnete dankbar: „Madame ist die Weisheit selbst!"

In diesem Augenblick zeigte der Kammerdiener das Souper an.

„Ihren Arm, Herr Baron!" sagte die Dame aufstehend und gab dem Ritter ein Zeichen zu folgen, während sie an dem Arm des Barons voran ging.

Das Souper war wirklich heiter, denn das Gespräch der Dame war so geistvoll wie ihre Weine, ihr Witz so ausgesucht, wie ihre Speisen. Mitten in dem Geplauder gab sie dem Kammerdiener die

nöthigen Befehle wegen der Verkleidung ihrer Gäste; der Diener verstand ihre leisesten Andeutungen, man erkannte, daß die beiden Brüder vom Schwanenschloß nicht die Ersten waren, denen Madame Dupin in dieser Weise gefällig war. Sie befahl und ordnete das Alles so leichthin, so nebenbei und vergaß doch gar nichts.

So befahl sie zum Beispiel, die Taschentücher der Herren durch farbige bedruckte zu ersetzen und dem Baron, welcher schnupfte, eine gewöhnliche Horndose in die Tasche zu stecken.

Auch ließ sie es nicht an höchst praktischen Winken fehlen, die freilich für den in trüber Träumerei versunkenen Baron verloren gingen, die aber der Ritter von Beaune desto eifriger aufnahm.

Als man sich von der Tafel erhub, sagte Madame Dupin: „Nun wollen wir von einander Abschied nehmen, lieben Kinder, es versteht sich von selbst, daß Sie mich so bald als möglich mit Ihrem Besuch erfreuen, hoffentlich sind dann die Zeiten besser!“

An den Tod dachte die heitere Greisin nicht.

„Morgen müssen Sie zeitig aufbrechen,“ fuhr sie fort, „ich werde Sie fortfahren hören, aber ich

kann so früh mich nicht ankleiden, Sie müssen die alte Frau entschuldigen. Früh ausfahren, merken Sie sich, der dritte Stand fährt früh aus, geht aber Abends zeitig in's Quartier, seien Sie nicht nach Dunkelwerden auf der Landstraße! Halt, noch eins, fahren Sie nur da, wo der Weg ganz gut ist, einen leichten Trab, der dritte Stand macht jetzt zwar Carrière, aber er fährt noch immer Schritt. Und nun, lieben Kinder, noch eine Frage von der alten Hexe von Chenonceaux: haben Sie das nöthige Geld?"

Der Baron verneigte sich dankbar und erklärte, daß er hinlänglich versehen sei und der Ritter von Beaune war so gerührt von dem edlen Benehmen der Dame, daß er wirklich nicht im Stande war, das großmüthige Anerbieten anzunehmen.

Als er mit dem Bruder allein in einem luxuriösen Schlafzimmer war, sagte dieser einige Worte zum Lobe der Dame, der Ritter aber, der seine Empfindungen verbergen wollte, versetzte barsch: „die General-Pächter haben es stets mit dem Adel gehalten!"

Am andern Morgen in aller Frühe sah man wirklich zwei ächte Bourgeois in langen braunen Röcken auf einem leichten Wäglein, das mit zwei Rossen bespannt war, die allerdings zum ersten Male an der

Deichsel gingen und ihrem Lenker viel Noth machten, ganz langsam auf der ziemlich öden Landstraße dahin fahren.

„Wären die armen Thiere nicht so herunter durch den Ritt, sie schlügen das ganze Geschirr entzwei!“ sagte der Ritter sich rückwärts zu dem Baron wendend, der sich in der Kleidung des dritten Standes so unbehaglich wie nur denkbar befand und im höchsten Unmuth die Belehrungen des Bruders empfing. Dieser suchte ihm nämlich seine Rolle einzuprägen, er wollte ihn lehren, den Bourgois zu spielen. Er gab es indessen nach einer halben Stunde auf, denn er bemerkte, daß derselbe ihm gar nicht zuhörte. Seufzend wendete er sich wieder ganz seinen Rossen zu, der Baron aber warf sich seiner ganzen Länge nach in dem Wagen nieder und that als ob er schlafen wollte, er wollte aber nur die Thränen verbergen, die er bittern Gram im Herzen weinte.

Langsam ging der Wagen durch die fruchtbare Landschaft Blaisois; der Ritter von Beaune beobachtete aufmerksam und erkannte bald, daß das Wäglein nicht die geringste Aufmerksamkeit erregte.

Als er in einem Dorf fütterte, ließ er sich ein Glas Cognac reichen, war barsch gegen das junge

hübsche Weib und als der Wirth seine Rosse musterte und ihm pfiffig zublinzelnd fragte, warum er ein paar werthvolle Reitpferde eingespannt habe, entgegnete er grob: „Habe sie billig gekauft aus einem Edelmannsstall bei Tours gestern, glaube aber nicht, daß sie dem, von dem ich sie kaufte, auch nur einen Liard gekostet haben, denn die Patrioten hatten dem Edelmann sein Schloß verwüstet und ausgeräumt, er selbst war flüchtig geworden, dieser elende Aristokrat!"

Beschlich den Sohn vom Schwanenschloß nicht eine Ahnung, als er von einem ausgeräumten und verwüsteten Edelmannssitz sprach?

Nein, er wendete sich zu seinem Bruder, der im Wagen lag, reichte ihm das Glas und rief: „Trink, Tim, trink!" Der Baron trank und gab mit einem gemeinen Fluche das Glas zurück.

Das war das Einzige, was er von seiner Rolle behalten hatte.

„Nun, Du hast doch wohl einen ganz hübschen Handel gemacht, he?" begann der Wirth zudringlich.

„Der Handel ist ganz gut," erwiderte der Ritter mürrisch, „wenn ich mit den Bestien nur erst zu Hause wäre, einen Käufer wollte ich schon finden, aber es ist zum Teufelholen das Fahren mit den

Pferden, ich glaube sie gewöhnen sich lebtags nicht dran, an der Deichsel zu gehen, diese verdammten Edelmanns-Mähren!"

Das Gespräch ging noch eine Weile fort, die hübsche Frau brachte noch ein Paar Gläser Cognac, der Ritter ging endlich mit dem Wirth in den Stall und das Ende war, daß ein Tausch zu Stande kam, bei welchem der Ritter bis auf's Blut gehandelt hatte.

Der Wirth bekam die beiden schönen Reitpferde und gab dafür einen feisten, lammfrommen Grauschimmel, drei Säcke Korn, ein Fäßchen Branntwein und fünfzig Francs baar; außerdem mußte der Wirth noch an den Bruder, der faul im Wagen lehnte und Tabak rauchend dem Handel beiwohnte ohne ein Wort zu sprechen, eine Flasche vom besten Cognac, die hübsche Wirthin aber dem Ritter einen Kuß geben.

Beide Theile waren mit ihrem Handel zufrieden, der Wirth verstand sich sehr gut auf den Werth der edeln Rosse, bei deren Verkauf er einen bedeutenden Gewinn machen mußte, der Ritter hatte auch gezeigt, daß er den Werth wohl kenne und sie nur der Umstände wegen so billig hingeben wolle. Die Umstände aber glaubte der pfiffige Wirth zu durchschauen, er glaubte nämlich, der Ritter sei selbst bei der Plünderung

des Edelsitzes betheiligt gewesen und suche seine Beute so schnell als möglich in andere Hände zu bringen. Dergleichen Geschäfte wurden damals oft gemacht.

Als sie endlich weiter fuhren und wieder allein waren auf der einsamen Landstraße, sagte der Baron plötzlich: „Mich soll der Teufel holen, Franz, wenn ich begreife, warum Du einen so dummen Handel gemacht und unsere schöne Pferde so unter dem Werth verschleudert hast!“

„Um mich im Umgang mit dem dritten Stande zu üben, Tim,“ versetzte der Ritter, „um die edeln Reitpferde los zu werden, die vor diesen Karren immer Aufsehen erregen mußten, endlich um mir etwas zu verschaffen, was wie ein Handels-Artikel aussieht!“

Der Baron war zufrieden, er blickte, ohne etwas zu denken nach der Pagode von Chanteloup, der Ritter sah auch hinüber, er war in dem prächtigen Roccocco-Schloß da drüben vor etlichen Jahren ein Gast der Choiseul's gewesen, wo war die Zeit hin?

In Blois selbst hielten sich die Brüder nicht auf, es schwärmte auf der Gasse wie in einem Bienenkorb; ruhig lag allein das große schöne Königliche Schloß da, die Bauwerke von Priwaticcio; die Reisenden aber hatten keine Zeit für die Erinnerungen an die drei

Heinriche, an die Medizäerin, an den Balafré und an all das was sonst dieses Schloß berühmt gemacht, sie hatten nur die Gedanken weiter zu kommen, denn die Stadt war in wilder Bewegung, die Communal-Behörde sollte abgesetzt werden, sie war nicht mehr zeitgemäß, sie war royalistisch.

Um sieben Uhr nahm der Ritter Quartier in einem großen Dorf; er gedachte des Rathes der trefflichen Madame Dupin und er hatte wohl daran gethan, denn er erfuhr, daß in der Nacht zuvor der Maire des Orts, der ein grimmiger Jacobiner war, eine Kutsche voll Aristokraten angehalten hatte, er hatte sie am Morgen selbst nach Orleans escortirt und sie dort in's Gefängniß abgeliefert. Mit diesem Jacobiner, der sich seiner Heldenthat rühmte, machte der Ritter einen sehr guten Handel, er vertauschte nämlich sein Korn für ein Paar Fäßchen guten Branntwein und etliche Francs baar.

Auf baare Zuzahlungen hielt der Ritter, dabei kam seine Habsucht zum Vorschein, aber sie paßte zu der Rolle, die er spielte.

Am andern Tage erreichten die Brüder ohne weitere Abenteuer Orleans, Niemandes Argwohn wurde durch den feisten Grauschimmel auf sie gelenkt,

und der Karren mit den Branntweinsfässern war ein wirksames Schild für sie.

Von Orleans fuhren sie nach Fontainebleau und hier verkaufte der Ritter, der in seiner Rolle bereits eine gewisse Sicherheit gewonnen, nicht nur den Branntwein, sondern auch den Grauschimmel und die Karre zu ganz gutem Preise. Er hatte sich das sehr wohl überlegt, denn was ihm auf der Landstraße eine gewisse Sicherheit bot, das konnte ihn in Paris, wenn auch nicht grade in Gefahr, so doch in Verlegenheit bringen. In den Gasthöfen an der Landstraße machte sich so ein Pferdehandel ganz von selbst, in Paris mußte er sein Pferd anbieten und man kann dabei auf Menschen stoßen, deren Bekanntschaft gemacht zu haben man hinter her nicht immer froh ist.

In dem Wagen des Schankwirths, der den Branntwein gekauft hatte, fuhren die beiden Brüder nach Paris, sie ließen am Pont-Neuf halten und stiegen aus; eine Minute später zogen sie ganz unbemerkt in der Menschenfluth an der Statue Heinrichs IV. vorbei über die Brücke.

Madame Dupin hatte gewiß Recht, als sie sagte: man ist in der Löwenhöhle zuweilen sicherer als draußen,

denn während draußen an allen Wegen das Mißtrauen im Hinterhalt lag, um auf die Priester und die Officiere zu fahnden, welche nach den Grenzen eilten, weil ihnen ihr Gewissen verbot, den verlangten Nationaleid zu leisten, kümmerte sich die Revolution in Paris selbst, vielleicht im Bewußtsein ihrer Uebermacht, wenig um die Royalisten, welche sich immer zahlreicher um den Hof sammelten, weil man jetzt zu hoffen begann, daß der König sich zu einem großen Schlage entschließen werde.

In den Provinzen, oder in den Departements wie es jetzt hieß, plünderte man die Edelsitze und geistlichen Communen, jagte die Bewohner fort, mordete sie wenn sie Widerstand leisteten und trieb sie in ein Exil, das man ihnen nachher als Vaterlandsverrath zum Verbrechen machte. Die Unsicherheit und die Verbrechen nahmen in unerhörter Weise zu, denn die Behörden waren völlig lahm gelegt und die öffentliche Gewalt befand sich in den Händen der Jacobinerclubbs, welche dieselbe lediglich gegen ihre politischen Gegner anwendeten, niemals gegen die Uebelthäter, in welchen sie meist Bundesgenossen oder brauchbare Werkzeuge hatten.

In Paris herrschte verhältnißmäßig noch die

meiste Ordnung, denn hier befand sich die Macht noch fast ganz in den Händen der Bürgerklasse, des dritten Standes, welcher die Revolution bis hier geführt hatte, obgleich die andere Volksmasse sich auch in der Hauptstadt schon selbstständig zu rühren begonnen hatte, obgleich die Führer dieses Pöbels bereits den Bürgerstand gehässig anzufeinden begannen.

Der Baron von Fauvel war im höchsten Grade bestürzt über das wilde Getümmel in den dichtgedrängten Straßen, über die tobende Menge und leidenschaftlichen Reden; der junge Edelmann war noch nie in Paris gewesen; er kannte nur das alte Tours, wo man am hellen Tage den Schatten des heiligen Martin und Gregor von Tours begegnen konnte, wo man auch die Stimme Ludwigs XI., des mittelalterlichen Bürgerkönigs, dessen liebste Stadt Tours gewesen war, zu vernehmen glaubte, bei der allgemeinen Stille der Straßen.

Uebrigens erkannte auch der Ritter von Beaune, daß ein besonderer Grund die Massen mehr als gewöhnlich aufregen mußte, indessen war er klug genug, nicht zu fragen, sondern suchte nur im Vorwärtsgehen lauschend hinter den Grund der Wuth zu kommen.

Er hätte fragen können, denn schon am Louvre begegnete ihm ein Bekannter, der Officier der Nationalgarde dort, der mit flatternder Tricolorschärpe vor einer starken Patrouille herschritt, welche etliche Tumultuanten als Gefangene in die Schloßwache brachte, war Einer seiner ehemaligen Pferdehändler. Er erkannte ihn auf der Stelle, auch der Lieutenant-Pferdehändler warf einen scharfen Blick auf seinem ehemaligen Kunden, der Ritter von Beaune sah, daß ihn der würdige Mann nicht erkannt hatte, obwohl sein Gesicht demselben aufgefallen sein mußte.

Er war zufrieden mit seiner Verkleidung und hatte kein Verlangen, die alte Bekanntschaft zu erneuern, während der Bürger-Officier von seinen Pflichten zu sehr in Anspruch genommen wurde, als daß er sich wieder um den Mann hätte bekümmern können, dessen Gesicht ihm bekannt vorgekommen war.

Die Straßen hinter der Hof-Pfarrkirche Saint Germain l'Auxerrois waren nicht so belebt, die Brüder konnten hier rascher vorwärts kommen und hatten bereits angefangen besser auszuschreiten, als sie plötzlich dicht hinter sich den Ruf vernahmen: „Fauvel! Fauvel!"

Augenblicklich stand der Baron, der Ritter aber,

der sofort begriff, daß der Ruf, wenn er dem Baron galt, bedenklich werden konnte, faßte den Arm seines Bruders und zog ihn vorwärts.

„Der Ruf gilt Dir nicht, stelle uns nicht bloß!" flüsterte er dringend.

„Donnerwetter!" fluchte der Baron leise, „ich möchte den doch sehen, welcher hier meinen Namen spazieren fährt!"

„Das kannst Du," entgegnete der Ritter, „sieh, der junge Herr hier bleibt stehen, er ist es, der unsern Namen trägt!"

Sie gingen an einem elegant gekleideten Herrn vorüber, welcher sich angelehnt hatte und dem Nachrufenden entgegensah.

„Es muß einer von unsern refugirten Vettern sein, aus Brandenburg, weißt Du?" erklärte der Ritter, als sie einige Schritte weiter waren.

Der Baron hatte gar nicht übel Lust, den Fremden auf die Vetterschaft anzureden, der Ritter war lebhaft dagegen und erzwang sich wie fast immer Gehorsam von dem ältern Bruder.

Uebrigens erhielten sie bald ziemlich Gewißheit darüber, daß der junge Herr Einer ihrer Brandenburgischen Vettern sei, denn derselbe ging gleich darauf

mit dem Begleiter, der ihm den Namen Fauvel nachgerufen, rasch an ihnen vorüber und sie hörten ihn sagen: „Wenn Sie mich morgen zeitig treffen wollen, so müssen Sie mich in der Gesandtschaft aufsuchen!“

„Du hörst es, Tim,“ flüsterte der Ritter, „Gesandtschaft, nämlich Preußische Gesandtschaft, vielleicht gehört unser Vetter sogar zu derselben, als Secretair, oder Attaché, so sah er aus; wir wollen das nicht vergessen, eine solche Vetterschaft kann uns unter Umständen sehr nützlich sein!“

In der Zwillingsstraße öffnete der Ritter ohne weitere Umstände ein kleines Pförtchen, welches in einen großen Thorflügel eingeschnitten war und trat mit seinem Bruder in die Flurhalle eines alten, ziemlich räumlichen Hauses. Er zog die Klingel an einer Thür zu ebener Erde, an welcher man mit goldenen Buchstaben auf einem rothen Schilde den Namen „des Alleurs“ las.

Eine saubere Dirne öffnete.

„Ist der Herr zu Haus?“ fragte der Ritter.

„Wen habe ich die Ehre zu melden?“ fragte die Dirne dagegen.

„Mein Name ist Bac, hübsches Kind!“ lautete die Antwort.

„Treten Sie ein, mein Herr," entgegnete das Mädchen sofort lächelnd und knixend, „ich werde den Herrn sofort benachrichtigen!"

Sie ließ die beiden Fremden in ein großes, sehr behaglich und bequem, aber ganz bürgerlich eingerichtetes Zimmer treten und entfernte sich durch eine andere Thür.

Gleich darauf hörte man eine laute Stimme im Nebenzimmer rufen: „Beide? es ist nicht möglich, Manon, ich weiß es nur zu gewiß!"

Die Thür flog auf und ein außerordentlich beleibter Herr, um welchen ein weißer Perkal-Schlafrock flatterte, stürzte herein und rief den Ritter umarmend: „Beaune, es ist wirklich unser lieber Beaune, aber das ist nicht Charnacé, oh! ich wußte es wohl, dieser arme Charnacé!"

„Was ist's mit Charnacé?" fragte der Ritter sichtlich betroffen.

„Oh!" antwortete der dicke Mensch lachend, während ihm doch die hellen Thränen über die rothen Wangen liefen, „nichts ist's mit ihm, gar nichts mehr, wir sind gesprengt, Beaune, mein lieber Junge, unser ABC ist unvollständig, wir haben unser C verloren, wir heißen nicht mehr Bac, sondern nur noch Ba!"

Es war eine ganz unbewußte, aber gewaltige Komik in der Manier, mit welcher der dicke Mensch, lachend und weinend zugleich das vorbrachte, und als er sagte: „Wir heißen nicht mehr Bac, sonder Ba, Ba, Ba!" da konnte sich der Baron des Lachens nicht enthalten.

„Wen haben wir hier?" fragte der Dicke, sich lebhaft umwendend und einen zornigen Blick auf den Baron werfend, dessen Lachen ihn wirklich beleidigt zu haben schien.

„Lieber des Alleurs," rief der Ritter, der etwas wie einen Streit in nächster Aussicht und ein Duell in nicht allzu ferner Perspective hatte, „lieber des Alleurs, hier ist mein Aeltester, der Baron von Fauvel-Alain auf Concal, lieber Tim, mein alter theurer Freund Herr Roger des Alleurs, früher mein Kamerad bei den schwarzen Mousquetairs."

Die Herren verbeugten sich vor einander, Roger des Alleurs hieß den Baron mit herzgewinnender Artigkeit willkommen in seinem Hause.

„Wir sind flüchtig, Roger," begann der Ritter wieder, „unsere Bauern, die uns bis dahin treu geblieben, fielen ab, die Jacobiner wollten uns vor's Schwanenschloß rücken, da gaben wir weitern Wider-

stand, der ganz vergeblich sein mußte, auf und flüchteten!"

„Ach, der arme Charnacé, unser C, unser liebes C!" begann der dicke Hausherr seine Klage wieder. „Seine eigenen Bauern, welche Gott verdammen möge! haben ihn in seinem Schloß belagert und endlich nach heftigem Widerstand erschlagen; sein Abbé, Du weißt, wie oft wir ihn damit geneckt haben, daß er sich einen eignen Abbé hielt! war in voriger Woche bei mir und hat mir Alles erzählt. Der Abbé war nämlich bei der Mordscene versteckt im Schloß, die Weiber halfen ihm nachher davon!"

Mit Staunen sah der Baron, daß es heftig in dem Gesicht seines Bruders arbeitete, daß zwei einzelne Thränen schon auf seine Wangen niederfielen, er hatte seinen festen, kalten Bruder noch niemals so bewegt gesehn.

Drei junge Edelleute, die bei den schwarzen Mousquetiars dienten, ungefähr in gleichem Alter, hatten etliche Jahre zuvor einen Freundschaftsbund geschlossen, den sie nach den Anfangsbuchstaben der Namen Alleurs, Beaune und Charnacé das ABC nannten; so wie sie auch aus diesen Buchstaben den Namen Bac formirten, den sie bald als Stich- bald

als Erkennungswort gebrauchten und sich seines bei allen Abenteuern bedienten, bei denen es nicht wünschenswerth schien, unter dem wahren Namen aufzutreten. Sie trieben zahllose Scherze mit diesem Namen Bac; bald hieß es: die Firma Gebrüder Bac! bald war des Alleurs der Graf oder Papa Bac, Beaune der Vicomte Bac und Charnacé der Chevalier; das waren Spielereien, die Freundschaft aber war ächt.

Die drei Freunde waren nicht reich: des Alleurs hatte eine sehr schmale Familien-Rente, Beaune war ein jüngerer Bruder, der ganz auf die Großmuth seiner Familie angewiesen war und Charnacé hatte zwar einen Grafen-Titel und ein Schloß und Gut in der Normandie, das aber schon unter seinem Großvater ganz verschuldet gewesen. Es warf nur ein sehr geringes Einkommen ab.

Als nun die unglückliche Auflösung der maison militaire du Roi kam, blieb dem armen Charnacé keine Möglichkeit, in Paris zu bleiben, er zog sich auf sein Schloß zurück, wo er sich seinen Unterhalt als guter Jäger verdiente, wo er zwar kein Pferd aber doch einen Hund hielt, wo er zwar keine Dienerschaft mehr hatte, aber doch als letzten Rest seigneurialer

Würde einen eigenen Abbé besoldete. Beaune ging, wie wir wissen, zu seiner Familie und des Alleurs, der vor jeder Entbehrung schauderte, heirathete eine sehr reiche, dicke Bürgerwittwe, die sich in ihn verliebt hatte.

Sie starb übrigens wenige Monate danach, nachdem sie den geliebten Ehegatten zum Universal-Erben eingesetzt hatte.

Auf diese Weise war der ehemalige schwarze Mousquetair in den Besitz des stattlichen Hauses gekommen, in welchem die beiden Brüder vom Schwanenschloß jetzt die gastfreundlichste Aufnahme fanden. Uebrigens war der Ritter von seinem Freunde erwartet worden, denn er war immer in einiger Verbindung mit dem guten dicken Mannne geblieben und hatte lange den Plan gehegt, sich nach Paris zu begeben und für den König thätig zu sein. Freilich kam er früher, als er gedacht hatte.

Eine Stunde später saß Roger des Alleurs mit seinen Gästen, die sich's indessen in einem Bade hatten wohl sein lassen, an einer sehr reichlich besetzten Tafel; der Baron sprach wenig, sprach aber dafür dem Weine desto mehr zu; dagegen tauschte der Wirth mit dem Ritter von Beaune Erinnerungen, Mit-

theilungen und Hoffnungen. Sie besprachen sehr eifrig die Lage des Königs und es ergab sich bald, daß Roger des Alleurs, trotz seiner körperlichen Fülle, doch ein sehr thätiger Politiker und Einer der gewandtesten Agenten der royalistischen Partei war.

Er sprach so offen, daß sich der Ritter von Beaune, der überall mißtrauisch war, ganz erschrocken umsah.

„Wir haben keinen Horcher zu fürchten, Beaune, lieber Mensch," rief er lachend, „denn meine ganze Dienerschaft besteht in zwei Personen, in dem hübschen kleinen Mädchen, welches ihr da gesehen habt und Manon ist mir ganz ergeben," das faunische Lächeln bezeichnete scharf genug das Verhältniß, in welchem das Mädchen zu ihm stand, „dann habe ich noch Manons Mutter, welche den doppelten Vorzug hat, eine vorzügliche Köchin und stocktaub zu sein!"

Der Baron sagte mit großer Milde und Ueberzeugung darauf: „Ihre Köchin mag gut sein, mein Herr, aber Ihr Wein ist noch unvergleichlich viel besser!"

Dankbar und verständnißinnig blickte der ehemalige Garde du Corps seinen Gast an und schob

ihm mit einem fast kindlichen Lächeln der Empfehlung eine andere Flasche zu.

„Wo waren wir?“ wendete er sich dann wieder an den Vetter.

„In Nancy!“ versetzte dieser rasch, denn die Unterbrechung war ihm unangenehm gewesen.

„Also in Nancy,“ nahm des Alleurs seine Mittheilung wieder auf, „kurz, die Jacobiner arbeiteten so rüstig und die Officiere benahmen sich so kopflos, daß sich das Regiment Mestu du Corps und das Regiment Chateaurieux im vorigen Monat ganz offen empörten, ihre Officiere ermordeten und verjagten. Nun bekam diese liebenswürdige Nationalversammlung Angst, das Auftreten der Jacobiner bedrohte diesen herrlichen dritten Stand, diese allein seligmachende gebildete Bourgeoisie und der Marquis von Bouillé, der commandirende General an der Nordgrenze, erhielt Befehl, die Empörung zu unterdrücken. Ich habe Dir schon gesagt, mein Braver, daß Bouillé den Eid nur geleistet hat, um eine Truppenmacht für den König zur rechten Stunde bereit zu haben. Mit großer Sorgfalt und Umsicht hält er seine Truppe zusammen und läßt sie so wenig als möglich mit der Bevölkerung zusammen kommen, so hat er

sie bis jetzt vor der Ansteckung gesichert und eine dem König und ihm durchaus ergebene Truppe zur Verfügung. Der Aufruhr in Nancy aber konnte der Treue der Truppe einen schweren Stoß versetzen, wenn es unbestraft blieb, er hatte deshalb ein Interesse, der Soldaten-Meuterei ein Ende zu machen und so übernahm er denn den Auftrag und marschirte in voriger Woche mit einigen ganz sicheren Truppen und mit der Nationalgarde von Metz, welcher er sehr weise den Vorrang und die Hauptsache überließ gegen die Meuterer, welche von den Jacobinern unterstützt wurde. Nach einem kurzen aber blutigen Kampfe blieb Bouillé Sieger, unterdrückte die Empörung, legte die Rädelsführer in Ketten und die Sache war aus. Gestern aber ist die Nachricht hierher gekommen und heute allgemein bekannt geworden, daß die Nationalgarde von Metz es gewesen, welche auf das Volk und die patriotischen Soldaten geschossen; im Jacobiner-Clubb ging es gestern wieder wild her; die ganze Masse ist in Bewegung, sie rotten sich überall zusammen und werden von der Nationalversammlung verlangen, daß die Minister, welche Bouillé den Befehl ertheilt haben, in den Anklagestand versetzt werden. Nach meinen letzten Berichten surrt es in der

ganzen Stadt wie ein Bienenschwarm. Indeß wird sicherlich nichts Ernstes geschehen, es ist ein erster Versuch, den die Jacobiner machen, sie hetzen die Masse gegen den heiligen dritten Stand, dieser ist aber noch zu mächtig, die Nationalgarde und Herr Lafayette auf seinem langweiligen Schimmel werden die Bewegung mit leichter Mühe unterdrücken, dieses Mal nämlich. Es werden aber bald genug andere Tage kommen, wo es diesen liebenswürdigsten Bürgersoldaten nicht so leicht werden wird, ihre bunte Oriflamme zu retten und ich wette, daß selbst Lafayette nicht lange mehr sicher auf seinen Schimmel sitzen wird. Ich sage Dir, mein lieber Beaune, der Bürgerstand hat seine Revolution auf unsere Kosten gemacht, aber seines Sieges wird er nicht froh werden, jetzt kommt der Pöbel und macht seine Revolution auf Kosten des Bürgerstandes!"

„Da geschieht ihm ganz Recht!" murrte der Baron, der zwar immer aß und trank, aber doch zuweilen auch zuhörte.

„Ja, gewiß, Herr Baron," entgegnete Roger des Alleurs, „wenn nur in dieser Revolution des Pöbels gegen den dritten Stand nicht auch Alles zu

Grunde ginge, was die Nationalversammlung noch von uns übrig gelassen hat!"

Der Baron fluchte und schenkte sich wieder ein.

„Wenn wir nicht mit dem dritten Stand zugleich in der Anarchie untergehen wollen," wendete sich der gute dicke Herr wieder eifrig zu dem Ritter, „so müssen wir eine Contre-Revolution machen!"

„Machen wir eine Contre-Revolution!" sagte der Ritter so gleichgültig, als wäre eine solche Contre-Revolution die allerleichteste Arbeit von der Welt.

Der Ritter sprach aber nicht leichtsinnig, es war nur der Spieler, der aus ihm sprach, der Spieler, der sich bewußt ist, daß er sein letztes auf's Spiel setzen muß, sein Alles auf eine Karte, wenn er seine ungeheuren Verluste decken will, weil eben die letzte Taille angekündigt ist.

„Machen wir Contre-Revolution!" sagte er, denn aus der Mittheilung, die ihm des Alleurs gemacht, hatte er klar erkannt, daß König und Königthum, Kirche und Adel, Handel und Bürgerschaft, kurz, daß Alles verloren war, wenn es den Royalisten nicht gelang, jetzt in der letzten Stunde eine Contre-Revolution in's Werk zu setzen.

Eifrig ging der Ritter von Beaune auf die

Vorschläge ein, welche ihm der royalistische Agent für seine Betheiligung an der Contre-Revolution machte; es ward vorläufig allerlei darauf bezügliches besprochen.

Endlich aber verlangte des Alleurs, daß auch der Baron in Paris bleibe, und erklärte demselben in der schmeichelhaftesten Weise, daß er hier dem Könige viel mehr nützen könne, als in der Bretagne, wo in dem kleinen Partisanen-Kriege eine Menge von Muth und Kraft verpufft werde, die dem Königthum viel nützlicher angewendet werden könnten.

Die schmeichelhaften Reden machten nicht den geringsten Eindruck auf den Baron, aber er sagte ruhig: „Wenn mein Bruder Beaune meint, daß ich hier bleiben soll, so ist's mir auch recht!"

Der gute des Alleurs hätte ihm ruhig in's Gesicht sagen können, was er mit ihm im Sinne hatte, der Baron würde es durchaus nicht übel genommen haben.

Er wollte sich nämlich des Barons als einen Unterhändler für gewisse Missionen bedienen, bei denen es darauf ankam, daß der Unterhändler keine Ahnung von dem Auftrag hatte, den er vollzog.

Der Ritter von Beaune lächelte zwar, als ihm

des Alleurs, versteht sich in den verbindlichsten Formen, nachher seine Absicht mittheilte; aber es ärgerte ihn doch etwas, daß der Freund so schnell die Begabung seines Familienhauptes durchschaut hatte.

So blieben die Brüder denn beide in Paris und wohnten bei dem reichen Roger des Alleurs in der Zwillingsstraße.

Drittes Capitel.

In der Löwenhöhle.

Die beiden Edelleute aus Touraine waren bald durch Roger des Alleurs mit den Chefs der royalistischen Partei in Verbindung gebracht und sie dienten Beide ihrer politischen Meinung und dem Königthum mit einem Eifer, der Beachtung erregte, und der Ritter von Beaune auch mit einer so unverkennbaren Begabung, daß er rasch ein bedeutendes Ansehen im Rath der Stadt gewann.

Der Ritter von Beaune trat auch sofort in die Nationalgarde und brüstete sich auf den Straßen in seiner neuen bunten Uniform, während der Baron von Fauvel sich nicht zu dieser, wenn auch nur scheinbaren Concession an die Revolution entschließen konnte und sich einer Schaar von jüngeren und älteren Cavalieren anschloß, welche noch immer den Muth hatte, der Revolution, wenigstens auf dem Boden der

Gesellschaft, entgegen zu treten und ihr im Salon, im Theater, im Café jeden Zoll streitig zu machen.

Es versteht sich, daß die bedeutendere politische Rolle, welche der Ritter von Beaune spielte, durch die Uniform der Nationalgarde sehr begünstigt wurde; denn in keinem Aufzug fand man damals so wenig Beachtung und so viel Sympathie, wie in der Nationalgarde. Paris hatte das Uniform-Fieber, überall sah man die verschiedenartigsten und geschmackvollsten Schnitte; hier die Bärenmütze mit der goldenen Granate, dort der blitzende Helm mit dem wallenden Roßhaarbusch — jede Abtheilung hatte ihre besondere Farben, ihre eigenthümlichen Auszeichnungen; hier grüne Epauletten und dort rothe, hier dreieckige Hüte mit goldener Schnur, dort Stahlhelme mit Tigerfell! Und erst die Offiziere mit der grün-roth-weißen Cocarde, mit dem roth-grünen Federbusch, mit dem Ringkragen von vergoldeter Bronce, weißer Weste und goldenen Epauletten, den Rock mit kleinen goldenen Jagdhörnchen verziert, der blaue Pantalon mit breiten Goldstreifen besetzt!

Diese Nationalgarde war eine Hauptfalle für die französische Eitelkeit; die Gleichheit unter dem Gewehr schmeichelte den neuen Ideen, das Soldaten-

spiel wurde zu einer Krankheit und die guten Leute von Paris glaubten damals wirklich, der erste Kanonenschuß der Freiheit, abgefeuert auf ein Paar arme alte Invaliden in der Bastille, habe einen Helden erweckt in jedem ehrsamen Schuhflicker oder Liqueur-Fabrikannten. Die Greise bildeten ein Veteranen-Bataillon, in welches keiner eintreten konnte, der nicht wenigstens sechszig Jahr alt war und dieses Bataillon hatte die erhabene Bestimmung, in der Schlacht voran gestellt zu werden, um die schönen Beispiele der Aufopferung zu liefern, da die Greise doch zu was Anderm nicht mehr taugten! Und wie die Greise, so waren die Kinder! Ganz Paris war entzückt, als die Waisenknaben Eintritt in die Nationalgarde verlangten und das Stadthaus sie wirklich als Tambours bei den Sechszig-Bataillons einstellte.

Alle anderen äußeren Auszeichnungen waren abgeschafft; man grüßte nicht mehr das blaue Band vom heiligen Geist, man kannte das Ludwigskreuz nicht mehr, die Mitra des Bischofs war mit der Montur und der Hermelin-Simarre des Parlaments-Präsidenten verschwunden; man sah die alten Amts-Kutten und Stäbe nicht mehr, man sah eben nur nur noch die Epauletten der Nationalgarde; nur vor

diesen Epauletten allein noch wurde salutirt; man kann sich darum auch kaum eine Vorstellung von der fieberhaften Aufregung machen, mit der man sich zur Nationalgarde drängte.

Eine Wache der Nationalgarde in jener Zeit war stets im Salon mit Damen und Blumen, Karten und Büchern, Briefen, oft im Concertsaal, zuweilen auch im Ballsaal; für die Damen war ein Nationalgardist unwiderstehlich. Die ganze Nationalgarde war wie ein großer Carneval, den der Marquis von Lafayette führte.

Es ist Alles Nationalgarde, es giebt nichts mehr außerhalb der Nationalgarde!

Wer zum Ball gehen will, holt sich seine Tanzschuhe von einem Grenadier.

Wer Essen verlangt, dem trägt ein Corporal die Schüssel auf.

Verlange Bonbons und ein Sergeant wiegt Dir Deine Theile zu.

Geh spazieren und verirre Dich, ein Unteroffizier wird Dich zurechtweisen.

Verlange Gottes Wort zu hören und ein Lieutenant wird Dich ermahnen, einen besseren Wandel zu führen.

Lege Dich zum Sterben und verlange die letzten Gnadenmittel der Kirche und alsbald werden etliche Grenadiere die vasa sacra vor Deinem Bett aufstellen.

Und dabei nehmen alle diese guten Leute ihre Maskerade, ihre militärische Verkleidung so sehr ernsthaft, wie die Franzosen denn immer den Scherz als die ernsthafteste, den Ernst als die scherzhafteste Sache von der Welt betrachtet haben, daß sie ihre bürgerlichen Gewerbe völlig darüber verabsäumen.

Und diese Nationalgarde, die wenigstens bis zum Herbst des Jahres 1790 eigentlich Frankreich ist, hat sich nicht nur zum Träger aller neuen Ideen gemacht, sondern sie hält sich auch für berufen, auf socialem Wege der Politik zu Hülfe zu kommen, und von ihr geht jene Fluth von wohlgemeinten, aber ganz ergebnißlosen Maßregeln aus, die bei Staats-Veränderungen im Anfang fast immer auftauchen und halb rührend, halb komisch sind.

Dahin gehört vor allen Dingen die freiwillige, patriotische Gabe, die Selbstbesteuerung, durch welche der Finanznoth des Staats abgeholfen werden soll, was aber stets einen sehr kläglichen Ausgang nimmt und nehmen muß.

Die Pariser Nationalgarde scheiterte mit der „patriotischen Gabe", obwohl sie damals noch den vollen Reiz der Neuheit hatte, obwohl der revolutionäre Enthusiasmus noch Opferwilligkeit erzeugte. Ach, die armen Pariser Mädchen, welche ihre silbernen Fingerhüte so reichlich brachten, daß sie scheffelweise gemessen wurden, glaubten gewiß, daß sie etwas Großes geleistet hätten, und die, welche jeden Fingerhut einzeln notirten, glaubten es gewiß auch und doch machten zwei Scheffel Fingerhüte erst tausend Franks Silberwerth!

Das gegen die Millionen der Staatsschuld.

Die „patriotische Gabe" hat ihren Werth, ihren hohen Werth unter Umständen, sie hebt den Enthusiasmus für die Sache, aber für den nominellen Zweck bringt sie gewöhnlich nur dann etwas ein, wenn derselbe ganz bestimmt und eng begrenzt ist.

Es wird jetzt schwerlich noch Jemand auf den Gedanken kommen, die Schulden irgend eines Staates durch freiwillige Gaben der Staatsbürger bezahlen zu wollen.

Die Pariserinnen von 1790 trugen also keinen kostbaren Schmuck mehr; sie haben denselben freilich keineswegs dem Vaterlande geopfert, oft nicht ein

Ringlein davon, aber es muß doch so aussehen, als habe man Alles, was werthvoll ist, dahin gegeben, man trägt nur noch Souvenirs, nur noch Andenken-Schmuck. Desgleichen sind: Ringe mit eingefaßten Steinen von der Bastille; Nationalringe, blau-weiß-roth emaillirt mit der Inschrift: Die Nation, das Gesetz und der König! Tabaksdosen von Steingut in den Nationalfarben angestrichen; constitutionelle Ohrgehänge mit Glasglocken mit der Inschrift: „Vaterland".

Geschmacklos fast immer, lächerlich oft, aber zuweilen doch rührend.

Die bekannte Schriftstellerin, Frau von Genlis, ließ sich in jenen Tagen Frau Brülart nennen und trug in ihrem Haar einen Bastillenstein, der auf einem Kissen von dreifarbigen Bändern ruhte und von einem Lorbeerzweig überragt war.

Das war nach dem Geschmack des Hauses Orleans, in welchem sie die Erzieherin vorstellte.

Auf den Straßen von Paris sah man nur noch selten eine Carosse und diese dann natürlich ohne Wappen am Schlage, denn selbst die steinernen Wappen vor den großen alten Adelshäusern des Faubourg Saint Germain waren ja mit Hämmern zerschlagen

worden, der Verkehr ward lediglich durch Fiacres und Miethwagen vermittelt.

Auch Livréen sah man nicht mehr, seit sich die Menge das Vergnügen zu machen pflegte, die Carossen anzuhalten und den Akt der Gleichheit zu vollziehen. Sie zwang nämlich die Herrschaft auf den Bedientensitz, die Bedienten in die Carosse zu steigen.

Man hört öffentlich die Leute sich nicht mehr bei ihrem Namen nennen; die Verwirrung ist so lustig, daß all die vornehmen Damen es wie ein Spiel spielen und Pfänder geben, wenn sie nicht auf ihren Namen hören. Was weiß die arme Herzogin von Caraman davon, daß ihres Gemahls Ahnherr Riquet hieß, aber es klingt so lustig: Madame Riquet! und die Herzogin von Cogny hielt sich die Seiten vor Lachen, wenn man sie Madame Franquelot nennt und sie macht sich wirklich das Vergnügen, Herrn Vignerot zu rufen, den man sonst den Herzog von Aiquillon nannte.

Nur der furchtbare Mirabeau fand keine Lust an dem Namens-Wechsel-Spiel und donnerte den unglücklichen Huissier, der ihn als Herrn Riquetti anmeldete, mit seiner Löwenstimme an: „Ich bin der Graf Mirabeau, Sie Narr!“ und selbst seinen

bevorzugten Zeitungsreferenten schnob er an: „Sie haben drei Tage lang ganz Europa verwirrt gemacht mit Ihrem Riquetti!"

Das Umnennen, anders benennen wurde so zu einer Manie der damaligen Zeit, daß selbst das arme Gänsespiel den großartigen Namen: Spiel der französischen Revolution annehmen mußte.

Wer sich seiner Dienerschaft irgend entledigen konnte, schaffte sie ab, denn es war auch über sie der Wahnsinn gekommen; die Bedienten brachen einfach die an ihre Herren gerichteten Briefe auf, sie konnten ja etwas Freiheitsgefährliches enthalten! sie sahen ihren Herrinnen über die Schulter, wenn diese Briefe schrieben, denn es konnte sich ja um ein Attentat handeln! Hatte doch selbst der Kammerdiener des Königs sich unterstanden, den Stern vom heiligen Geist abzunehmen und erklärte auf des Königs Frage ganz frech: „Sire, ich hielt das für nothwendig, da die Nationalversammlung alle Orden unterdrückt hat."

Auch mischen sich die Diener, die zufällig im Zimmer anwesend sind, ganz unbekümmert in das Gespräch ihrer Herrschaft. Eine Dame, welche mit ihrem Besuch spricht, erwähnt des Templers Herrn

von Montmorin, da ruft der Bediente, der eben den Caffee herein bringt:

„Was Montmorin? Montmorin ist ein Lump, ein Schurke von Contre-Revolutionair! Das Volk wird diesem Schurken niemals verzeihen!"

Man kann sich die Gesichter der beiden Damen denken.

Indessen, das Alles möchte noch gehen, aber die Dienerschaft tritt mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, in Masse in den Spionendienst der Jacobiner über.

Nach dem, was wir hier flüchtig angedeutet, wird sich der Leser selbst ein Bild von dem Treiben machen können, welches im Jahre 1790 auf dem Pflaster von Paris herrschte. Noch gab die Nationalgarde-Uniform dem Treiben bunte Töne, noch gab es Uebergänge, die versöhnend wirkten, noch hatte nicht alle Welt die Hoffnung verloren, wenn auch die tiefer Blickenden sich schon nicht mehr verhehlen konnten, daß das ganze Leben rettungslos der jacobinischen Klaue verfallen fallen war, und daß die französische Gesellschaft nur noch Stationen machte auf dem Wege, der zu dem Ziele führte, wo nur Blut und Schmutz.

Eines Elementes nur haben wir noch zu ge-

denken, was in dieser Zeit dem öffentlichen Treiben auf Markt und Stadt eine Eigenthümlichkeit verlieh, die freilich meist lächerlich, eigentlich aber doch empörend war; wir meinen das Auftreten der von ihren Gelübden durch die Nationalversammlung entbundenen Kloster-Geistlichkeit. Freilich zogen sich wohl die besseren Theile der Ordens-Geistlichkeit aus ihren Klöstern vertrieben in die Stille zurück, viele Mönche und Ordensbrüder wurden, nachdem sie aus ihren geistlichen Asylen vertrieben und ohne Halt in's Leben geworfen waren, von dem Schwindel der Revolution ergriffen und dienten derselben zum Theil als Spaßmacher, indem sie zumeist einen Theil des Ordensgewandes, oft nur einen zerrissenen Aermel, die Kutte, beibehielt, der dann selbst einen lächerlichen Contrast zu ihrer neuen bürgerlichen Stellung bildete.

Wie Viele dieser armen Ordensleute mögen Verzweiflung im Herzen, so die Spaßmacher der rohen Menge gespielt haben, lediglich, um das armselige Leben zu fristen.

Man darf nicht vergessen, daß man diese Unglücklichen, die bis dahin nichts als Gehorsam gelernt und geübt hatten, oft mit roher Gewalt nicht in's Leben, sondern auf das Pflaster warf, ohne Beschäf-

tigung, ohne Lebens-Unterhalt, daß man ihnen als Entschädigung sehr wenig versprach, aber gar nichts hielt.

Das war eine entsetzliche Ungerechtigkeit gegen die Menschen, selbst wenn man durchaus gegen die Köster und Convente war.

Eine noch nicht genügend erkärte Thatsache ist es, daß von allen Klosterleuten die Kapuziner es waren, die sich zu den Spaßmachern des Pöbels hergaben; dagegen ist die andere Thatsache viel erklärlicher und begreiflicher, daß die Nonnen noch fest an ihren Gelübden hielten, als dieselben schon längst aufgehoben waren, daß Viele derselben noch klösterlich fortlebten, als ihnen das schon zum Verbrechen gemacht wurde, daß sich die Meisten scheu und eingezogen zurückhielten, wenn sie vereinzelt wurden und immer wieder kleine geistliche Genossenschaften bildeten, sobald ihnen sich irgend Gelegenheit und Möglichkeit dazu bot.

Die Mehrzahl der Mönchs-Genossenschaften löste sich von selbst auf, als die Lösung der Gelübde von der Nationalversammlung, die freilich dazu keine Macht hatte, ausgesprochen war, während viele

Nonnengenossenschaften mit Gewalt gesprengt werden mußten.

Der Pöbel warf sich mit erklärlicher Bosheit auf die Frauen. Die Damen der Halle und ihre „Forts", die „Starken der Halle" glaubten sich besonders zur Auflösung der frommen Genossenschaften der Frauen berufen; dabei ging es natürlich auf das scheußlichste zu, die meisten Nonnen wurden von dem schändlichen Gesindel bei solchen Gelegenheiten öffentlich in empörender Weise wie Kinder mit Ruthen gezüchtigt und mußten sonst noch Schaamlosigkeit aller Art dulden.

Die Weiber der Halle liebten es überhaupt, die öffentlichen Executionen an Frauenzimmern mit der Ruthe zu vollziehen und es ist bekannt, daß selbst die Königin mehremals mit genauer Noth nur der Ruthe der entmenschten Weiber entrann.

Man darf sagen, daß alle die Gräuel, welche die Revolution verübte, sich schon von Anfang an, erst leiser und dann immer stärker ankündigten.

Die Ruthe ging der Guillotine voran, man entehrte erst diejenigen öffentlich, die man nachher mordete.

Es ist der Nationalgarde zur Ehre anzurechnen,

daß sie solche schändlichen Exekutionen an den armen Nonnen vielfach hinderte, indem sie den Damen der Halle und ihren Starken bei der Auflösung von Frauen-Congregationen zuvorkam und die unglücklichen Nonnen als Schneiderinnen und Nähterinnen, Blumenmacherinnen und sonst wie unterbrachte.

Es war an einem Oktober-Nachmittage, als eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von Royalisten, welche sich nach einem Theater begab, wo damals noch die Reste der alten Gesellschaft einen erbitterten Kampf gegen die Jacobiner kämpften, die bereits in der Politik siegreich waren, in der Straße Vaugirard auf einen tobenden Volkshaufen traf, der ein Haus belagert hielt.

Die Gitter des Hofes waren niedergebrochen, aber eine Abtheilung der Nationalgarde hatte den Pöbel, der vorzugsweise aus den Damen der Halle und ihren Forts bestand, zurückgetrieben und bildete eine lebendige Hecke zwischen dem Gesindel und einer Schaar von etwa zwanzig Klosterfrauen, Nonnen und Novizen, welche in Todesangst und Verzweiflung die bewaffnete Bürgerschaft um Schutz anflehten.

Die Meisten der unglücklichen Frauen lagen auf ihren Knieen vor den Nationalgardisten, nur eine alte

Nonne, welche ein Cruzifix von Elfenbein mit der einen Hand hoch hielt und mit der andern eine junge Novize an der Hand faßte, lag auf der Schwelle des geistlichen Hauses, aus dem man sie getrieben und das man hinter ihr geschlossen hatte.

Diese beiden armen Frauen, welche mit fieberhafter Angst ihre Gebete sprachen, schienen nicht vor den Menschen in bunten Uniformen, sondern vor dem Gekreuzigten zu knieen.

Die alte Nonne war ehedem sicher eine Schönheit gewesen, vielleicht, wahrscheinlich die Tochter eines edlen Geschlechts, denn durch die namenlose Angst, nicht vor dem Tode, sondern vor der sie bedrohenden Schmach, brach zuweilen ein Schimmer von dem alten Racestolz, von angeborner Würde hindurch, wie sie denn auch selbst in dieser schrecklichen Stunde doch noch immer an das ganz jugendliche Wesen zu denken vermochte, das sie an der Hand hielt. Diese unglückliche Novize, das kindliche, aber bleiche Angesicht von Thränen überschwemmt, schien bereits das Bewußtsein der Umgebung verloren zu haben, ihre Lippen sprachen immer rascher, immer lauter die Gebete, und ihre sanften Züge hatten einen Ausdruck von rührender Erhebung angenommen.

Die Ruthe der Megären aus der Halle hatten die unglücklichen Nonnen nun freilich nicht mehr zu fürchten, denn die Nationalgarde war da, die ritterliche Nationalgarde von Paris, es war bekannt, daß sie nicht litt, daß man Frauen mit Ruthen peitschte, aber ihre ganze Ritterlichkeit konnte eben nur dieses Aeußerste anwenden, jede andere Schmach sonst mußten die armen Klosterschwestern dulden.

In dem Augenblick, wo sich die oben erwähnte Gesellschaft junger Royalisten bis zu dem niedergebrochenen Hofgitter durchgedrängt hatte, redete ein Municipalbeamter, ein Secretair des Herrn Bailly, mit der flatternden Tricolor-Schärpe angethan, die unglücklichen Nonnen in jener halb sentimentalen, halb cynischen Weise, die so characteristisch für die Revolution ist, an und suchte sie für die Freiheit und das bürgerliche Leben zu gewinnen.

Er sagte den zitternden, weinenden und in Todesangst gefolterten Jungfrauen: die Natur habe ihnen ihre hübschen Brüste nicht gegeben, um sie ewig unter dem Nonnen-Wimpel zu verstecken, sondern um sie niedlichen kleinen Kindern zu reichen, die mit ihren zierlichen Mäulchen und ihren rosigen Lippen daran saugen sollten, Kindchen, denen sie die süßen Namen

Mutter und Freiheit lehren sollten, die sie erziehen sollten zu starken Streitern gegen die Tyrannen, oder zu gesunden Müttern kräftiger Patrioten.

Es war ein so widerwärtiges Gemisch von Sentimentalität und Gemeinheit, daß es ordentlich wohlthätig wirkte, als eine ehemalige Nonne, wenn die Nonnen sich der Revolution einmal ergeben hatten, dann übertrafen sie alle andern Weiber, den Redner mit dem wüstem Geschrei unterbrach:

„Zum Teufel mit dem Klostergitter! Zum Teufel mit dem scheinheiligen Schleier und dem Wimpel! Möge die Närrin ewig in der Hölle braten, die das erste Nonnen-Kloster gründete!"

Mit wüstem Geheul zollte die Menge ihr Beifall, wich aber doch scheu zurück, als in diesem Augenblick grade Trommelschlag, das Anrücken einer neuen Abtheilung der Nationalgarde ankündete, welche die Straße säuberte und ihre Kameraden vor dem Gitter ablöste.

„Führt diese ziemlich abgeschmackt gekleideten Bürgerinnen auf die Wache," befahl ein höchst eleganter Capitain lachend, „von dort sind dieselben einzeln zu entlassen."

Das war eben die entsetzliche Rohheit, daß das

Gesetz diese Unglücklichen, die entweder noch nichts oder nichts mehr vom bürgerlichen Leben wußten, einfach auf das Pflaster warf, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Welche von ihnen keine Familie hatte, oder welchen sich nicht freiwillig eine helfende Hand entgegenstreckte, sie hatten keine Zuflucht, sie verfielen dem öffentlichen Laster, dessen Diener auch fortwährend, wie gierige Aasvögel die Leiche, die Umgebungen der Wachtlocale umschwärmten.

Zufälliger Weise gehörte die Nationalgarde hier der royalistischen und aristokratischen Sektion der filles de St. Thomas an, es wurde von diesen Nonnen keine auf die Wache geführt; einige brachte man zu einem Pfarrer, welcher mit Ernst und Liebe sich dem heiligen Werk unterzog, diese armen Mädchen unterzubringen, nachdem er ihnen ein Asyl in seinem Hause geöffnet, Andere wurden von mitleidigen Nationalgardisten aufgenommen, die ihrer eigenen Töchter denken mochten.

So wurden Alle versorgt, nur die alte Nonne, deren wir oben gedacht, bedurfte auf Erden keiner Hülfe mehr, sie lag todt auf der Schwelle des geistlichen Hauses, dessen Vorsteherin sie gewesen war, das Crucifix hielt sie in ihren gefalteten Händen auf

der Brust und neben ihr kniete betend die junge Novize.

Einer der Royalisten hatte die Beterin nicht aus den Augen gelassen, jetzt trat er an sie heran und berührte leise ihre Schulter.

„Sie können nicht länger hier bleiben, armes Kind!" sprach er mit bebender Stimme

Das Mädchen blickte auf mit ihren süßen, unschuldigen, Thränen umflorten Augen; es war der erste Laut, den sie heut vernahm, der ihr nicht Entsetzen einflößte, der erste Laut menschlicher Theilnahme.

Sie dankte mit einer leichten Neigung des Hauptes, aber sie deutete mit einer rührenden Handbewegung auf die Leiche ihrer Oberin.

Der junge Royalist, es war der Ritter von Beaune, wendete sich an seine Gefährten und sprach mit einigen Nationalgardisten; nach einer kurzen Besprechung nöthigte der Capitain der Nationalgarde die Municipal-Beamten, welche die Nonnen vertrieben und das Haus hinter ihnen verschlossen hatten, die Leiche wieder aufzunehmen und in die Kapelle des Hauses bis zur Beerdigung niederlegen zu lassen.

Es kostete das Mühe, denn die Beamten hatten

ihr erbarmungsloses Gesetz für sich, sie wichen nur widerwillig dem Ansehn der Nationalgarde und den Drohungen der Royalisten.

Die Leiche der Oberin wurde hineingetragen und vor dem Altar in der Kapelle niedergelegt, die Novize kniete daneben nieder und betete, viel zu lange für die Ungeduld der Beamten.

Gern hätte der Ritter von Beaune den Wunsch des jungen Mädchens erfüllt und sie bei der Leiche gelassen, aber er überzeugte sich bald, daß es ganz unmöglich sein werde, dazu die Einwilligung der Beamten zu erhalten.

Er führte die weinende Novize selbst hinaus; war er nun auch fest entschlossen, das unglückliche Mädchen nicht zu verlassen, so wußte er doch auch nicht, wohin er sie führen sollte.

Freilich konnte er sie in das Haus seines Freundes Roger des Alleurs führen, wo er selbst wohnte, wenn er aber der Wirthschaft gedachte, die dort geführt wurde, so verwarf er den Gedanken mit Abscheu.

Dieses fromme, unschuldige Kind neben der schwarzäugigen Manon.

Es war unmöglich.

Doch es mußte ein Entschluß gefaßt werden, und der Ritter stand rathlos mit seiner weinenden Begleiterin auf der Straße.

Da trat ein schon älterer Nationalgardist, ein wohlhabender Seidenhändler, der ebenfalls Mitglied des royalistischen Comité's war, zu ihm und sagte ihm leise in's Ohr:

„Es freut mich, Herr, daß Sie sich scheuen, diese arme Unschuld in die etwas lustige Wirthschaft unseres Freundes des Alleurs zu führen. Hab' ich's getroffen?"

Der Ritter nickte.

„Sie wissen nicht wohin mit dem armen Kinde, wollen Sie es mir anvertrauen? ich will es zu meiner Frau und zu meinen Töchtern führen."

„Das mag Ihnen Gott lohnen!" sagte der Ritter rasch und freudig.

„Ich muß aber eine Bedingung machen," setzte der Seidenhändler zögernd hinzu.

„Sie ist angenommen, bevor ich dieselbe kenne," rief Beaune.

„Sie müssen mir versprechen, das arme Mädchen nicht in meinem Hause zu besuchen."

„Ha!" rief der Ritter unwillig, „Ihr Mißtrauen

kann ich Ihnen nicht verzeihen, aber Ihre Bedingung habe ich angenommen."

„Es ist kein Mißtrauen gegen Ihre Person, Herr," entschuldigte sich der Seidenhändler sanft und ernst, „es ist überhaupt kein Mißtrauen, aber mein Haus ist ein trauriges Haus, denn mein Weib liegt schon seit Jahren unheilbar krank darnieder, meine Töchter verlassen ihre Mutter nie, und wir sind in Folge dessen nicht gewohnt, Fremde bei uns zu sehen. Selbst meine Freunde besuchen mich nie in meinem Hause."

Der Seidenhändler sagte das mit so eigenthümlicher Betonung, daß sich der Ritter tief ergriffen fühlte, er ahnte eine schreckliche Krankheit, Irrsinn, Wahnsinn, fast hätte er die arme Novize zurückhalten mögen, aber er wußte keine andere Zuflucht und dann glaubte er auch wieder, daß dieselbe nirgendwo besser aufgehoben sein könne, als in einem Hause, wo zwei Töchter sich gänzlich der Pflege einer kranken Mutter widmeten. Er forschte nicht weiter.

„Sie werden mir von Zeit zu Zeit Nachricht geben!" sprach er leise.

„Es wird mir eine Freude sein, Ihnen Gutes zu berichten!" entgegnete der Seidenhändler.

Der Ritter wollte die Hand der Novize in die des Seidenhändlers legen, diese zögerte und sah ihn erschrocken an.

„Gehen Sie getrost mit diesem Herrn, mein armes Kind," sprach er freundlich, „ich habe leider kein Obdach für Sie, Herr Murbat wird Sie zu seinen Töchtern führen."

„Sie sind mein Retter!" entgegnete das junge Mädchen mit einem dankbaren Blick und legte ihre Hand ruhig in die des Seidenhändlers.

„Darf ich um den Namen meines Retters bitten, damit ich ihn in mein Gebet einschließen kann?"

Eine fast erhabene Einfalt sprach aus der Frage der Novize.

„Ich heiße Fauvel, sonst war ich der Ritter von Beaune," erwiderte der Ritter, „und wie heißen Sie, mein Fräulein?"

„Athenais von Talaru."

„Sie sind die Tochter des Grafen Talaru?" rief der Ritter lebhaft.

„Mein Vater ist todt!" entgegnete die Novize sanft klagend, „ich hatte Niemand auf Erden, als die Tante Talaru, die da drinnen nun auch todt am Altar liegt."

„Und der Vicomte, Ihr Bruder?“ fragte der Ritter hastig, „mit dem ich zusammen bei den schwarzen Musketairs des Königs stand?“

„Ach, Sie waren ein Freund meines armen Constantin?“ rief das Mädchen und es flog ein Schimmer von kindlicher Freude über das blasse, liebe Gesichtchen, „ich konnte es denken, Constantin hat Sie mir zur Hülfe gesendet, er ist nun schon zwei Jahr im Himmel, er ist noch vor dem Vater gegangen.“

Die Novize neigte ihre Stirne vor dem Ritter, er hauchte einen Kuß darauf, er berührte diese Heiligkeit des Schmerzes kaum mit seinen Lippen, dann stand er und sah dem jungen Mädchen nach, welches am Arme des Seidenhändlers davon ging.

Eine Fluth von Empfindungen ganz eigner Art erfaßte den jungen Mann, er legte sinnend die Hand an die Stirne, dann richtete er sich hastig auf und schien die Gedanken, die wie eine Last auf ihn gefallen waren, abschütteln zu wollen.

So trafen ihn seine Genossen, die bereits weiter gegangen und erst umgekehrt waren, als sie ihn vermißten.

Bei dem ersten Laut ihrer Anrede war der Ritter

wieder Herr seiner Bewegung, sie hatten gewiß keine Ahnung von seinen Empfindungen, als er auf ihre muthwilligen Fragen gleichgültig erwiederte:

„Ja, es ist eine kleine Schönheit, diese Novize, die Andern hätte gefährlich werden können, es war ein Glück, daß sich Einer dieser braven Nationalgardisten erbot, sie zu seinen Töchtern zu führen, ich wußte wirklich nicht, wohin mit ihr."

Niemand von diesen jungen Leuten ahnte, daß der gleichgültig kalte Ritter von Beaune sie hätte morden mögen, als sie von der besonderen Süßigkeit der Liebe in den Armen einer Nonne schwatzten und frivole Späße aller Art vorbrachten. Dem Ritter von Beaune aber fiel es zum ersten Male ganz seltsam auf's Herz, daß royalistische Bürger freilich sehr empört über die bestialische Rohheit des Pöbels gegen die Nonnen waren, daß sie aber nicht um einen Pfifferling mehr Scheu vor der Heiligkeit des Standes, vor der Unschuld und Weiblichkeit hatten, wie die Damen der Halle und ihre Forts.

Eine Nonne öffentlich mit Ruthen zu peitschen, freilich das ist schändlich, sie aber insgeheim zu verführen — ist ganz allerliebst!

Der Ritter von Beaune machte sich das nicht

sofort klar, aber der Gedanke war ihm so schwer auf's Herz gefallen, daß er von dem Tage an immer öfter und immer länger darauf zurückkam.

Die Sache des Königthums blieb ihm eine hohe und heilige, aber er sah die Leute, welche sie vertraten, mit immer größerer Bedenklichkeit an und fragte sich immer öfter: „Sind das wirklich die rechten Ritter für den Thron?" Solche Fragen aber führten ihn ganz von selbst zu der Entdeckung, daß er die Lehren der Gegenpartei bisher auch nicht sorgfältig geprüft, daß er sie verworfen hatte, fast nur der Menschen wegen, welche sie predigten und vertheidigten.

Sollten die Gegner nicht vielleicht ebenso verfahren? sollten sie nicht auch Thron und Altar anfeinden und angreifen, zumeist weil sie die Vertheidiger von Thron und Altar zu hassen und zu verachten sich gedrungen fühlten.

Es waren das scheinbar so einfache und so nahe liegende Fragen, daß der junge Edelmann sich verwunderte, daß er nicht schon lange auf dieselben gefallen — er wußte noch nicht, daß überhaupt nur wenige Menschen denken, und daß selbst diese Wenigen noch immer in Gefahr sind, Andern nachzusprechen.

Doch auf alle diese Gedanken kam der Ritter von Beaune erst in spätern Tagen, für jetzt folgen wir ihm in eins der hundert und mehr Theater, welche die Revolution in Paris allein aufgethan.

Die Theater boten, wie schon bemerkt, sämmtlich eine social-politische Armee, in welcher sich die alte Gesellschaft mit der neuen maß.

Die alten Theater mit ihren klassischen Stücken boten den Royalisten Vortheile, selbst die große Mehrzahl der ehemaligen Königlichen Schauspieler bewahrten noch lange einen aristokratischen Zug, aber fast alle schlechten Schauspieler waren Republikaner und Jacobiner und die neuen Bühnen brachten nur revolutionaire Stücke zur Aufführung.

Im Sommer und Herbst 1790 wimmelten die Theater von Stücken, durch welche die Kloster-Gelübde verspottet, das Klosterleben barbarisch oder lächerlich dargestellt, Mönche und Nonnen als Werkzeuge oder Opfer meist in höchst frivoler Weise angegriffen wurden.

Aber noch characteristischer als das, was die Schauspieler in diesen Theatern sprechen oder darstellen, ist das, was das Publikum thut.

Eine Sängerin muß den ihr zugeworfenen Kranz

auf Befehl des Publikums ablegen, denn nur der für das Vaterland Gefallenen gebührt der Kranz.

In einem Ritterstück wurden die Jacobiner so wüthend über den armen Schauspieler, der die Rolle des Haustyrannen spielt, daß der Unglückliche an die Lampen tritt und das Publikum bittet, zwischen seiner schändlichen Aristokratenrolle und seiner edlen patriotischen Gesinnung zu unterscheiden.

Mitten in einer Vorstellung des Brutus verlangt Herr Villette, Voltaires Neveu, daß die Leiche seines Oheims nach Paris gebracht werde. Namenloser Jubel!

Jedes Wort, was irgend eine Anspielung zuläßt, wird zu einer politischen Demonstration benutzt.

Am schlechtesten befand sich das Orchester, das auf Befehl der Jacobiner lauter Revolutionslieder spielen mußte, dann aber sich auch genöthigt sah, den Royalisten nachzugeben.

Als der Ritter von Beaune mit seinen Freunden in den Theatersaal trat, kamen sie eben recht, um ihre Freunde zu unterstützen, welche die Musik zwangen, zu spielen: „Charmante Gabrielle“ und „Vive Henry IV.“ und „Oh Richard, oh mon roi!“ und andere beliebte Royalistenlieder.

Die Royalisten waren in der Majorität, die Jacobiner wurden niedergeschrieen.

Im Verlaufe des Stücks wurde jedes Wort, das royalistisch gedeutet werden konnte, mit brausendem „vive le roi!“ begrüßt, die Jacobiner zischten und pfiffen.

Ueberall gab's Streitigkeiten und Zänkereien.

Der Baron von Fauvel betheiligte sich auf's lebhafteste bei diesen Vorgängen; er war täglich im Theater, er sah die zahlreichen Duelle für den König.

Der Ritter von Beaune hatte sich von Anfang an bei solchen Veranlassungen zurückgehalten, sie sagten seiner ganzen Art nicht zu und überdem war er wirklich politisch beschäftigt. So zog er sich auch heute zurück und war mehr Zuschauer als Theilnehmer in dem Theatertumult.

Zufällig fielen seine Blicke auf eine unverkennbar bürgerliche Familie, welche auf einer Bank nicht weit von ihm saß.

Ein Ehepaar mit zwei Töchtern, die ziemlich hübsch waren und einem Sohne von etwa achtzehn Jahren.

Aber um dieses Ehepaar gruppirte sich eine An-

zahl von jungen Leuten, offenbar die Verehrer und Courmacher der beiden jungen Mädchen.

Es konnte dem scharfen Blick des Ritters von Beaune nicht entgehen, daß die Familie und ihr Anhang der Mittelpunkt der jacobinischen Opposition im Saal bildete, von ihr ging das Zischen aus, von ihr die Manifestation des Mißvergnügens; der Familienvater gab Signale, er kommandirte wie ein Offizier, die jungen Mädchen begeisterten die Umgebung durch Blicke, Worte und Händedrücke.

Der Anblick war interessant genug, um den Ritter zu fesseln, der mit untergeschlagenen Armen, halb versteckt an einer Säule lehnte.

Er hätte nur seinem Bruder, dem Baron, der an der Spitze einer Abtheilung junger Aristokraten stand, einen Wink zu geben brauchen, und dieser jacobinische Heerd wäre sofort zersprengt worden, er that das nicht, denn er legte für seine Person nur sehr geringen Werth auf diese Theater-Erfolge seiner Partei. Es war ihm viel interessanter, die Taktik zu verfolgen, durch welche diese Leute ihrer Meinung Ausdruck geben. Der Enthusiasmus aber, welchen der Mann und namentlich seine Töchter, denn Mutter und Sohn

schienen zurückhaltender, an den Tag legten, stimmten ihn unsäglich traurig.

Da hieß es im Stück: „Ich will als Edelmann sterben!“

„Sterben, sterben, alle Edelleute sollen sterben!“ schrie der Vater, die Töchter schrien's ihm nach und schwenkten die Tücher.

„Sterben, sterben, alle Edelleute sollen sterben!“ heulten hundert Stimmen.

„Hinaus, hinaus mit der Canaille!“ antworteten die Aristokraten.

„Nieder mit den Jakobinern!“

„Hinaus die Aristokraten!“

„Hoch die Nation!“

„Es lebe der König!“

So ging es durcheinander, Degen wurden gezogen, Stöcke wurden geschwungen, aus dem häßlichen Tumult ward eine wüste Prügelei.

Die Aristokraten hatten die Majorität, die Jacobiner wurden hinausgeworfen, die Aristokraten verfolgten hitzig, draußen aber hatten die Jacobiner die Majorität, die Aristokraten wurden zu Boden geschlagen, es gab Verwundete auf beiden Seiten, bis die

Nationalgarde aufmarschirte und zahlreiche Verhaftungen vornahm.

So ging's fast Abend für Abend und nicht nur in einem Theater von Paris.

Der Ritter von Beaune sah mit einem tiefen Gefühl von Beschämung, daß sein Bruder an der Spitze einer Schaar von Aristokraten die von ihm beobachtete Familie erst von ihrer Bank, dann aus dem Saal vertrieb, er hörte, wie die jungen Mädchen den Anhang ihres Vaters zum Widerstand anreizten; er sah, wie sie sich selbst zur Wehre setzten, es war ihm empörend, daß ein Schlag eines der Mädchen traf, und er fühlte eine Genugthuung, daß es nicht sein Bruder war, der den Schlag führte, aber andererseits war es ihm auch nicht möglich, er konnte es nicht über sich gewinnen, den Mädchen zu Hülfe zu eilen, was er unter allen Umständen sonst gethan haben würde.

Er empfand es als eine Erleichterung, daß er bald darauf den Theatersaal verlassen konnte, wo er Zeuge so widerwärtiger Auftritte geworden.

Mit raschen Schritten ging er der Seine zu, die Nachtluft that ihm wohl und es war ihm lieb, daß er noch einen weiten Weg hatte, denn es war ihm zu

Muth, als bedürfe er körperliche Anstrengung, um Herr über die verschiedenen Stimmungen und Gedanken zu werden, die ihn durchwogten.

Seine Gedanken kehrten in ruhiger Würde desto öfter zu dem reinen Bilde der jungen Novize, zu dem Fräulein von Talaru zurück, aber er wehrte sich gegen diesen Gedanken, er wies ihn ab, nicht als ob er dabei einer Ueberlegung gefolgt wäre, nein, es war nur ein Gefühl von Scheu, was ihn dabei leitete. Er wollte nicht an das Fräulein mit dem lieben bleichen Gesichtchen und den süßen Augen denken, was fürchtete er von der Schwester seines verstorbenen Kameraden?

Endlich erreichte er das Haus eines royalischen Agenten, von welchem er eine Auskunft für das leitende Comité zu holen hatte; er fand es geschlossen, aber der Concierge öffnete die Thür, als der Ritter das verabredete Zeichen gegeben.

Der Agent, welcher ein ehemaliger Beamter des Chatelat, eines jetzt aufgelösten Gerichtshofes, war, empfing ihn sehr artig, sagte ihm aber gleich, daß er noch immer nicht im Stande sei, die gewünschte Auskunft über die „Preußische Secte“ zu geben, daß er

aber einen Preußische Edelmann erwarte, welchen der Russische Gesandte ihm zu senden versprochen.

In den royalistischen Kreisen war damals vielfach die Rede von einer Preußischen Sekte, deren Lehren in einer eigenthümlichen Weise der Monarchie günstig sein sollten. Von dieser Sekte wußte man aber kaum weiter etwas, als daß sie aus Preußen gekommen sei, und daß ihre Anhänger, welche sich Martinisten nannten, bereits sehr zahlreich geworden. Es kam dem leitenden Comité darauf an, Näheres zu erfahren, es konnte ja möglich sein, daß ein Bündniß mit diesen Martinisten der Königlichen Sache von Nutzen sein würde.

Bei einer kleinen Lampe vor einem mit Büchern bedeckten Tische nahmen die beiden royalistischen Agenten Platz.

„Ich habe," begann der Lieutenant des Chatelat, „eigentlich nichts Näheres erfahren, doch ist mir glaubwürdig versichert worden, daß der würdige Herr von Cazotte zu den Martinisten gehört, das allein spricht schon sehr günstig für die Preußische Sekte und erfahren wir nichts Näheres durch den Preußischen Edelmann heute, so können wir uns ganz dreist an den edlen frommen Herrn von Cazotte wenden,

ich habe mich bereits nach demselben erkundigt, der Greis lebt bei seinem ältesten Sohn auf dem Lande und ich kann in diesen Tagen die kleine Reise machen."

„Mir hat man gesagt," versetzte der Ritter, „der Prediger Fauchet, dieser seltsame Schwärmer, gehöre auch zu der Sekte."

„Das würde mir nicht gefallen," meinte der Lieutenant, „Fauchet, ich will nicht über ihn richten, aber er ist ein Revolutionair."

„Cazotte soll ein edler Schwärmer sein," nahm der Ritter nach einer Pause das Wort wieder, „er soll den König von einer himmlischen Schutzwache umringt gesehen haben."

„Ja," erwiderte der alte Lieutenant ernst, „er hat meinem Freunde Cazalas gesagt, jene himmlische Schutzwache sei dieselbe, welche die Könige Israels behütet habe so lange sie die Wege des Herrn wandelten."

Der Ritter von Beaune warf einen mißtrauisch-forschenden Blick auf den ehemaligen Richter.

„Und was glauben Sie?" fragte er zögernd.

„Ich glaube Alles, was Jacob Cazotte sagt!" entgegnete der mit Ueberzeugung.

„Mein Gott, so kennen Sie Cazotte?“ rief der Ritter lebhaft.

„Ich habe diesen frommen Greis nur einmal gehört, nur einmal gesehen,“ versetzte der Lieutenant ruhig, „er hat mich schwerlich gesehen, ganz gewiß nicht gehört, ich kann nicht sagen, daß ich ihn kenne im Sinne der Welt, aber ich habe ihn erkannt, ich weiß, daß er ein Mann Gottes ist.“

„Man spricht so viel von diesem Mann!“ sagte der Ritter offenbar in Verlegenheit.

„Haben Sie Böses von ihm reden hören?“ fragte der Lieutenant.

„Nein, niemals!“ gestand der Ritter.

„Ist es Ihnen nicht aufgefallen,“ fragte der Lieutenant lächelnd, „daß es in diesen Tagen einen Mann giebt, von dem so viel und doch nichts Böses geredet wird.“

„Es ist in der That merkwürdig.“

Die Verlegenheit des jungen Edelmanns stieg, er war überzeugt, daß er einem Schwärmer gegenüber saß, einem edlen Schwärmer, wahrscheinlich in der Weise Cazotte's, aber doch einem Schwärmer, und gegen solchen mußte der Ritter von Beaune seiner ganzen Natur nach eine Abneigung fühlen.

Dieser Abneigung nun war er sich auch vollkommen bewußt, aber zugleich fühlte er sich auch lebhaft angesprochen durch die milde ruhige Weise des Mannes.

„Mir sind Prophezeiungen immer bedenklich," sagte er endlich, mehr um seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, als um das Gespräch fortzusetzen.

„Sie haben Recht," entgegnete der Lieutenant ruhig, „die Prophezeiungen sind bedenklich wegen der Deutungen, welche sie erfahren, nur deshalb! Der edle Cazotte hat vor Jahren schon den Untergang der Monarchie von Frankreich, den Tod des Königs und der Königin prophezeit."

„Und doch sieht er die Engel als Schutzwache um den König?" fuhr der Ritter lebhaft auf.

„Sie halten das für einen Widerspruch, Herr Ritter?" der alte Mann lächelte mild und ernst. „Es ist kein Widerspruch, denn der König wird zu Grunde gehen, weil es eben nur Engel sind, die ihn bewachen, sein ewig Theil ist gerettet, sein sterblicher Leib ist der Bosheit der Menschen verfallen."

„Und wozu sind wir da?" fragte der Ritter zögernd.

„Sie wissen es wohl, mein Herr," lautete die ruhige Antwort, „daß wir unsere Schuldigkeit zu thun

haben, daß wir wirken müssen, so lange es noch Tag ist, Sie glauben aber selbst nicht daran, daß unsere Bemühungen das Königthum von Frankreich retten werden."

Der Ritter von Beaune schwieg, der Lieutenant hatte erkannt, daß er zu denen gehörte', die nicht an Rettung glaubten.

„Ich werde mit meinem König sterben!" erklärte er nach einer kurzen Pause.

„Sie werden nicht sterben mit dem König, Sie werden nicht einmal das Glück haben, für den König zu sterben!" sprach der Alte bestimmt und erhob sich.

Auch der Ritter war hastig aufgestanden und starrte dem Mann betroffen in's Gesicht, der ihn freundlich-ernst anblickte.

„Sie prophezeien!" rief er fast vorwurfsvoll.

„Deuten Sie nicht," besänftigte der Lieutenant, „ich sage Ihnen, Ihr Weg zu dem himmlischen Vater ist noch weit, suchen Sie sich bald den rechten Führer, er wird Ihnen werden wenn Sie wollen, es ist Ihnen viel vergeben um des Muthes willen, mit dem Sie für Ihren König streiten ohne Hoffnung."

Der Ritter schwieg, denn die Worte des alten

Mannes ergriffen ihn so gewaltig, daß er nicht zu sprechen vermochte.

„Es weht eine Flamme an Ihr Herz, Sie fühlen die Wärme schon, Ihre Stunde wird kommen.“

Damit wendete sich der Lieutenant ab und öffnete die Thür.

Man vernahm Schritte auf der Treppe und bald darauf traten zwei Herren ein, welche in Mäntel gehüllt waren. Der Aeltere derselben ließ seinen Mantel fallen, ein kleiner Mann, aber in vornehmster Haltung und elegantester Kleidung, ein Greis, aber mit funkelnden Augen und klugen, zuweilen harten Zügen.

„Ich habe meinen Preußischen Freund lieber selbst zu Ihnen geführt, mein Herr Lebreton!“ sagte er sich artig und leicht verneigend.

„Ich danke Ew. Excellenz!“ antwortete der Lieutenant, die Verneigung erwiedernd.

„Der Königlich Preußische Major Baron von Fauvel!“ stellte der Greis seinen Begleiter vor.

Der Ritter von Beaune blieb ruhig, aber er musterte scharf den Mann, der den Namen Fauvel trug.

Dieser Preußische Major sah auffallend jung

aus, doch erkannte man bald, daß er nicht jung war; es war das Wesen eines Jünglings bei reifem Mannes-Alter.

Als der Lieutenant den Ritter von Beaune den beiden andern Herren vorgestellt hatte, nahm dieser das Wort und sagte leichthin:

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen als Vetter vorzustellen, Herr von Fauvel!"

„Wie, mein Herr Ritter, Sie gehören zu meiner Familie?" fragte dieser überrascht.

„Ich glaube," erwiderte dieser lächelnd, „daß ich sagen darf, Sie gehören zu meiner Familie, denn ich bin von Vaterseite ein Fauvel der älteren Linie, der Barone von Fauvel-Alain auf Concal, während Sie dieser Linie nur von Mutterseite durch Louise Couronne von Concal angehören und von Vaterseite aus der jüngeren Linie von Rabiel stammen."

„Der Herr Ritter ist stark in der Genealogie seines Hauses!" rief der Greis, der Russische Gesandte Baron Simolin.

„Sie haben vollkommen Recht, mein Herr Vetter," sagte der Preußische Major freundlich, „wir schreiben uns Fauvel-Rabiel, man hat uns in unsrer neuen Heimath den Baronstitel gegeben, der hier

nur dem Haupte des Geschlechts gebührt. Dieses Zusammentreffen hat mich sehr überrascht, mein Herr Vetter."

„Mich nicht so sehr," versetzte der Ritter, „denn ich hörte vor etlichen Wochen schon auf der Straße Sie beim Namen rufen, hatte auch beschlossen, Sie aufzusuchen, war aber bis jetzt so in Anspruch genommen, daß ich nicht Zeit fand."

Die beiden Söhne eines Geschlechts, das nun schon über hundert Jahre getrennt war, drückten sich die Hand; sie wußten für jetzt nur, daß sie Beide für eine Sache, für das Königthum kämpften.

Der berühmte russische Diplomat, der vielleicht der geistig Bedeutendste unter den Männern war, welche damals in Paris sich für das sinkende Königthum oder für die Rettung der Königlichen Famile müheten, nahm jetzt in einem Sessel Platz und forderte den Major auf, dem Ritter von Beaune mitzutheilen, was er über die Martinisten wisse.

„Es ist seltsam," begann der Major, sich in seinen Sessel zurücklehnend und die Augen auf seinen Vetter richtend, „daß ich durch Seine Excellenz hierher geführt werde, um einem Stammesvetter Nachricht über die Martinisten zu geben, es ist noch selt-

samer, daß Seine Excellenz mich dazu auswählt, lediglich weil man die Martinisten eine Preußische Secte nennt, und am allerseltsamsten vielleicht, daß ich über diese Martinisten wirklich Auskunft zu geben vermag, obwohl die Martinisten gar keine Secte sind und mit meinem Preußischen Vaterlande auch nicht das Geringste zu thun haben."

„Dergleichen kommt öfter vor," bemerkte der Russische Gesandte etwas trocken, „es ist gar nicht so sehr seltsam, für Ihren Herrn Vetter aber und die Herren hinter ihm wird es die Hauptsache sein, daß Sie wirklich Auskunft geben."

„Euer Excellenz wollen sich gefälligst an meine Bedingung erinnern," sagte der Major mit einer gewissen Schärfe im Ton, aber heitern Angesichts, „Sie haben mir versprochen, mich meine Aufschlüsse in meiner Weise darlegen zu lassen und mich dann nicht weiter zu drängen."

Der Gesandte zuckte mit einem etwas spöttischen Lächeln die Achseln.

„Als ich von meinem einzigen Verwandten," fuhr der Major ruhig, „der noch mit mir in Preußen den Namen Fauvel trägt, er ist ein greiser Pastor, der in Frankfurt an der Oder lebt, Abschied nahm, bevor

ich hierherreiste, fand ich bei ihm ein Buch, betitelt: „Des erreurs et de la verité ou les hommes rappellés au principe universel de la science.“ Mein Oheim übergab mir das Buch, das an den Rändern mit einer Menge von Anmerkungen versehen war, und bat mich, dieses Buch einem Manne, der sich zur Zeit in Paris aufhalte, mit einem Gruße von ihm zu überbringen. Eine Adresse wußte er nicht, er schrieb mir eben nur den Namen auf und meinte, derselbe werde schon zu finden sein, da er Edelmann sei und lange als Offizier gedient habe. Der Name war Louis Claude de Saint-Martin. Ich habe mehrmals in diesem philosophischen Buche gelesen, will aber ehrlich gestehen, daß ich's nicht völlig verstanden habe, obwohl es mich vielfach zum Nachdenken angeregt hat. Ich suchte nicht nach Herrn von Saint-Martin, denn ich hatte wichtigere Aufträge hier zu erfüllen, aber ich hatte einem Bekannten von diesem Auftrage erzählt und so wunderte ich mich denn auch weiter nicht, daß mich eines Morgens ein Herr von etwa fünfzig Jahren in der Gesandschaft aufsuchte, der mich sehr höflich fragte, wann Herr von Saint-Martin mich ohne Störung sprechen könne. Ich ersuchte den Herrn, denn ich wußte auf

der Stelle, daß ich Louis Claude von Saint-Martin selbst vor mir hatte, mir in meine nahe gelegene Wohnung zu folgen, damit ich mich eines Auftrages für ihn entledigen könne. Derselbe ging schweigend mit mir, er that keine neugierige Frage, ich bemerkte auch nicht, daß er mich beobachte, er schien still in sich hineinzublicken, wenn ich so sagen darf. Sein Gesicht war unbedeutend, und die mächtig großen Augen fielen nicht auf, eben weil der Blick derselben immer nach innen gekehrt war. Auf meinem Zimmer bestellte ich ihm den Gruß meines Oheims und reichte ihm das Buch. Da zuerst schlug er seinen Blick voll Ueberraschung zu mir auf und sagte mit seltsamem Tone: „Was soll das? Mein eigenes schlechtes Machwerk?" Ich gestehe, daß auch ich überrascht war, da fielen mir die Anmerkungen ein, mit denen das Buch auf allen Rändern beschrieben war, ich deutete das an, Herr von Saint-Martin schlug es auf und las eine ziemliche Weile, kein Zug in seinem Antlitz verrieth den Eindruck, den das Gelesene auf ihn machte, langsam schloß er das Buch, sagte sehr ruhig: „Ich danke Ihnen, wir werden uns wiedersehen!" Damit ging er hinaus."

„Aber Sie haben ihn wieder gesehen, mein Herr Vetter?“ rief der Ritter ungeduldig.

„Ich habe ihn nicht wieder gesehen, aber ich weiß, daß er in Paris ist!“ lautete die Antwort.

„Und Herr von Saint Martin ist der Stifter der Martinisten?“ fragte der Russische Gesandte.

„Nein,“ entgegnete der Major, „der Stifter der Martinisten ist ein portugiesischer Jude, Namens Martinez Pasqualis, der allerdings vor Jahren Herrn von Saint Martin zu Bordeaux selbst unterrichtet hat.“

„Nun, was ist's mit dieser Secte, ich bitte!“ drängte der Russische Diplomat.

„Meine Bedingungen,“ bemerkte der Major ablehnend, fuhr dann aber mit heiterer Ruhe fort, „Sie werden mich entschuldigen, aber ich habe ein Vertrauen zu wahren, das man mir geschenkt, und darf deshalb auch nicht ein Wort mehr sagen, als ich vor mir verantworten kann. Ich habe, wie ich schon bemerkte, Herrn von Saint Martin nicht wieder gesehen, wohl aber brachte mir ein junger Mann einige Wochen darnach den Dank des Herrn und ein Buch für meinen alten Oheim in Frankfurt. Das Buch habe ich in die Heimath gesendet, den jungen Mann

aber häufig wieder getroffen und von ihm meine Aufschlüsse über die Martinisten erhalten; ich bemerkte sehr bald, daß er den Auftrag hatte, mich über die Gesellschaft zu unterrichten und zu sehen, ob ich nicht geneigt sei, mich derselben anzuschließen. Ich habe mich derselben nicht angeschlossen, muß aber bekennen, daß ich großen Respect vor derselben habe. Soll ich mich nun näher erklären, so muß ich zuerst sagen, daß die Martinisten keine Secte sind, denn sie stellen kein besonderes religiöses Bekenntniß auf; so weit ich es zu beurtheilen verstehe, sind die Martinisten sehr eifrige Katholiken, zuweilen hat's mich sogar bedünken wollen, als sei katholische Propaganda eine ihrer Aufgaben, obwohl sie sich von grober Proseliten-Macherei fern halten. Es sind die Martinisten eine Verbindung katholischer Philosophen, um es kurz zu machen, welche eine Verbindung mit der Geisterwelt sucht."

Der Russische Gesandte machte eine nicht mißzuverstehende Geberde der Verachtung.

Auf des Ritters von Beaune Antlitz spiegelte sich die Enttäuschung.

Der alte Lieutenant von Chatelat nickte befriedigt.

Der Major sah Einen nach dem Andern an und lächelte.

„Damit ist den Herren wenig gedient, ich verstehe," nahm er nach einer kleinen Pause das Wort wieder, „aber das ist eine Seite der Gesellschaft, das trifft nur die höhere, die Priesterklasse, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Gesellschaft hat einen Anhang, einen zahlreichen Anhang, der sich um den Verkehr mit der Geisterwelt wenig kümmert, sondern die politische Seite der Gesellschaft bildet."

Jetzt war die Aufmerksamkeit aller Anwesenden gefesselt.

„Ueber zehntausend Menschen in Frankreich," fuhr der Major fort, „Männer und Frauen, meist der Bürgerklasse angehörig, bekennen sich zu der Lehre: Die Auflehnung gegen die Könige ist ein Verbrechen, wenn sie gut sind, sind sie eine Gnade, wenn sie böse sind, eine Strafe Gottes."

„Das könnte doch von Bedeutung sein!" sagte der Russische Gesandte.

„Von Bedeutung werden, Excellenz!" versetzte der Major.

„Sie haben Recht, mein Herr Vetter," bemerkte

der Ritter, „denn mit zehntausend hält man die Revolution nicht mehr auf.“

„Selbst dann nicht, wenn sie auf einem Punkt vereinigt wären,“ sprach der Major ruhig weiter, „aber ihre Hauptstärke haben die Martinisten nicht einmal hier, sondern in Lion, aber furchtbar für die Zukunft können die Martinisten werden.“

„Auch für die Zukunft nicht!“ sagte mit klarer Stimme der Lieutenant vom Chatelat, „sie werden unbemerkt verschwinden, wie sie unbemerkt gekommen sind.“

Alle blickten den alten Mann fragend an.

„Es ist ganz einfach,“ erklärte sich dieser, „die philosophische Thätigkeit ist an sich auf einen ganz engen Kreis beschränkt, es klopfen immer nur Wenige an die Pforten des Geisterreichs und noch Wenigern werden sie aufgethan, vielleicht, wahrscheinlich hieniededen Niemandem, doch darüber will ich nicht streiten; was aber die politische Seite der Gesellschaft betrifft, so bringt sie gar nichts Neues, oder meinen die Herrschaften wirklich, daß sich die Menschen, die sich als Christen nicht vor dem Aufruhr scheuen, daß die sich durch die Lehre der Martinisten zurückhalten lassen werden?“

„Das könnte denn doch sein, mein Freund!“ bemerkte der Russische Gesandte spöttisch, „die Menschen sind meist schon verkehrt.“

„Das Christenthum lehrt auch nicht diesen absoluten Gehorsam, diese unbedingte Unterwerfung!“ sagte der Major ernst.

„Die heilige Schrift lehrt ihn!“ widersprach der Lieutenant.

„Es wird darüber gestritten!“ vertheidigte sich der Major.

„Die Revolution wird durch die Martinisten nicht aufgehalten werden,“ nahm der Ritter von Beaune das Wort und zwar mit einer Bestimmtheit und Ueberlegenheit, welche den Russischen Diplomaten stutzen, den Preußischen Major freudig aufblicken machte, „jedenfalls aber sind unter ihnen Männer, welche wir zum Kampf für das Königthum aufrufen können. Ich bin Euer Excellenz und meinem Herrn Vetter darum sehr dankbar für diese Aufschlüsse.“

„Ich fürchte, mein lieber Ritter,“ sagte Baron Simolin, „daß sehr Viele sich für Martinisten halten, die es nicht sind.“

„Etliche sind aber gewiß Martinisten, die es nicht wissen!“ setzte der Major hinzu.

Der Russische Gesandte sah ihn einen Augenblick fragend an, dann sprach er langsam:

„Die Frauen unter den Martinisten werden jedenfalls die nützlichsten Diener für das Königthum sein.“

Der Ritter verneigte sich dankend, er verstand den Wink.

Der Diplomat nahm seinen Mantel wieder um.

„Mein Herr Vetter,“ wendete sich der Preußische Major an den Ritter von Beaune, „wenn das leitende Comité in Verbindung mit Herrn von Saint Martin treten will, so bin ich erbötig, die Vermittelung zu übernehmen, wir können uns bei Vater Rotrout treffen, geben Sie dort nur ein Blatt Papier mit der Angabe der Stunde für mich ab“

Dann schieden sie.

Zuerst ging der Russische Gesandte mit dem Preußischen Major, der Ritter blieb noch zurück, denn das Spionensystem des Jacobinerclubs war schon zu einer höchst bedrohlichen Macht angewachsen.

Der Lieutenant des Chatelat lauschte an der Thür auf die Schritte der beiden Herren, dann wendete er sich an den Ritter und sprach mit wehmüthiger Stimme:

„Da gehen sie hin, diese beiden Ritter und Kämpfer für unser edles Königthum von Frankreich, der Eine ein ketzerischer Russe, der Andere ein ketzerischer Preuße, der Eine ein schlauer Weltmann und arger Spötter, der Andere ein dünkelhafter Philosoph und verlogener Freimaurer. Gott schütze Frankreich, die heilige Jungfrau breite ihre Hände aus über den allerchristlichsten König.“

Der Ritter fühlte Theilnahme für den klagenden Patrioten, wenn ihm auch sein Ausfall mißfiel. Er antwortete nicht, und er wußte auch nichts darauf zu antworten, denn von seinem Standpunkte aus hatte der Lieutenant recht.

„Ich reise morgen zu dem edlen Cazotte,“ fuhr der Greis eifrig fort, „ich muß eine andere Stimme hören, als die des Preußischen Freimaurers, und Sie, Herr Ritter, hüten Sie sich vor diesem fremden Herrn Vetter, es droht Ihnen Gefahr, es ist dieser Herr Vetter, der Sie in Gefahr bringt.“

Der junge Edelmann war unwillig, aber er wollte sich nicht mit dem Greise streiten und nahm schweigend seinen Mantel um.

„Ich werde Sie durch das Nebenhaus entlassen,“

flüsterte der Lieutenant und nahm die Lampe, „es ist besser, vorsichtiger.“

Er ging über einen langen Gang, mehrere Thüren öffnend, voraus und blieb endlich an einer Treppe stehen.

„Sollte Ihnen Jemand begegnen, so sagen Sie ihm ganz ruhig, daß Sie der Lieutenant auf diesen Weg gebracht, unten ist kein Thürhüter, die Thür ist von innen leicht zu öffnen und sie schließt sich von selbst wieder. Mit Gott, Herr Ritter, für den König!“

Der junge Edelmann stieg eine ziemlich steile Treppe langsam hinunter; auf dem letzten Absatz sah er einen schwachen Lichtschein, der fiel durch ein kleines Fenster auf die Stufen; er blieb stehen und blickte durch die Scheiben.

Er sah in eine bürgerliche Wohnstube, das was er sah, fesselte ihn eine ziemliche Weile.

Er sah da vor einem Tisch, auf welchem ein Cruzifix zwischen zwei Lichtern stand, zwei Männer und drei Frauenzimmer knieen und eifrig beten; der Hausherr sprach die Worte des Gebetes vor, die Andern wiederholten sie gemeinsam. Die Frauen weinten und schluchzten.

Was war dem Ritter so auffallend dabei?

Er hatte in den eifrig Betenden die Jacobiner-Familie erkannt, die im Theater den Mittelpunkt der revolutionären Demonstrationen war.

Der Ritter von Beaune kannte noch nicht die traurige Verkehrtheit, in welcher sich damals so viele Familien des Pariser Bürgerstandes am Tage allen Tollheiten des revolutionären Lebens hingaben, der Heiligen spotteten und die Kirche verhöhnten, am Abend aber hinter verschlossenen Thüren, hinter verhängten Fenstern auf den Knieen beteten, um den Zorn Gottes zu entwaffnen. Ein solches Gebet nannten die Thoren: L'amende honorable à Jésus-Christ! Abbitte und Ehrenerklärung für den Herrn Jesus!

Am Tage und öffentlich wilde Jacobiner, am Abend hinter verschlossenen Thüren fromme katholische Christen!

Viertes Capitel.

In die Ferne, in die Zukunft.

Der gewaltige Mirabeau war todt, er hatte die letzten Hoffnungen der Royalisten mit in's Grab genommen; seine Kraft war groß genug gewesen, das alte Königthum von Frankreich zu zertrümmern, aber seine Hände waren nicht rein genug, als daß sie einen Königsthron wieder hätten erheben dürfen. Von da ab war in den leitenden Kreisen der Royalisten der Gedanke aufgegeben, durch eigne Kraft das Königthum zu halten, man sann nur noch auf Fluchtpläne für die Königliche Familie und entwarf Denkschriften über die beste Art und Weise, den Thron mit Hülfe der andern Fürsten Europas wieder herzustellen.

Während also die royalistische Trauer um Mirabeau, den geheimen Leiter der Contre-Revolution, sich auf die engsten Kreise der Eingeweihten be-

schränkte, gestaltete sich die Trauer der Massen um den furchtbaren Genius der Revolution zu einem wahren Delirium und die jacobinischen Leiter der Bewegung ließen das Volk austoben, obwohl sie bereits wußten, daß Mirabeau der Contre-Revolution sich hingegeben, obwohl der häßliche Riesenmensch vielleicht ihrer Rache oder ihrer Furcht zum Opfer gefallen war.

Es war etwas Entsetzliches in der Trauer um diesen Mann, die Massen hatten diesen Mann zum Gott gemacht und dieser Gott war gestorben.

Die heidnisch Honetten heulten und schrieen wie Wahnsinnige um ihren todten Götzen.

Mirabeau der Donner, war stumm und Mirabeau, die Sonne, schleuderte immer noch keck der Revolution seine Verachtung in's Angesicht.

Mirabeau-Tonnère nannten sie ihren großen Redner, Mirabeau-Tonneau schimpften sie dessen kecken Bruder, den festen Royalisten, Vicomte von Mirabeau, der mit grimmigem Egoismus von sich selbst sagte, daß er in jeder anderen Familie für einen Bösewicht und geistreichen Menschen gelten würde, daß er aber neben seinem Bruder ein achtungswerther Mann und ein Dummkopf sei.

Der Vicomte war ein besserer Mann, als er selbst glaubte.

Mirabeau, der Donner, war stumm, Mirabeau, die Sonne krank, schimpfte und duellirte sich weiter, — die Massen vermochten das nicht zu begreifen.

Mirabeau, der Gott, war todt, der revolutionäre Sturm hielt einen Augenblick den Odem an, er verschnaufte sich, um dann, in Blut und Gräueln schnaubend, doppelt entsetzlich über Frankreich hin zu donnern.

Aber das fratzenhafte Komödiantenthum der Franzosen mischte sich auch sofort in das heidnische Todtengeheul.

„Rue Mirabeau le Patriote“ schrieben sie an die Straßenecke der Chaussee d'Antin.

Julie Talme stellte an ihrem Hause, wo Mirabeau gewohnt, die Büste des „französischen Demosthenes“ auf.

Keine Spur von Aehnlichkeit zwischen Demosthenes und Mirabeau! Wer vergleicht einen Haushund mit einem Drachen? Nur die Unwissenheit der Komödianten konnte einen solchen Vergleich machen.

Houdon nahm Mirabeau's Todtenmaske ab — die Larve der großartigen Häßlichkeit des Chaos.

Die Männer trauern in Schwarz, die Frauen in Weiß um Mirabeau! Befehl des Groß-Ceremonienmeister-Amts der Revolution.

Bei Girardin verkaufte man in Massen die Büsten Mirabeau's für fünfzig Louisd'ors, wie für fünf Francs.

Claude Soin, elender Maler, aber vorzüglicher Patriot, malte die Apotheose Mirabeau's.

Die Theater gaben Stücke, wie: Der Tod Mirabeau's und: Die Schatten Mirabeau's in den Elyseischen Gefilden.

In den Kirchen wurden Trauergottesdienste für Mirabeau veranstaltet und das Grabgewölbe der Sainte-Genéviève wurde Tage lang nicht leer von Menschen, welche dort Kerzen an Mirabeau's Sarge anzündeten. So mischte sich widerwärtig mit dem Heiligen Unheiliges.

Dazu kam der Verdacht der Massen, daß ihr Gott bei einer wilden Orgie vergiftet, oder sonst wie „geopfert" worden sei; Joillin entschuldigte sich öffentlich, daß er Mirabeau zu diesem Souper bei einer Schauspielerin geführt habe und diese unglückselige Person, selbst mit der Laterne bedroht, veröffentlichte eine Rechtfertigung, welche auf die ekelhaftesten Pest-

beulen der Gesellschaft in den herkömmlichen sentimentalen Phrasen hindeutet.

Es konnte Keinem, der sich noch einen einigermaßen freien Blick bewahrt hatte, entgehn, daß die Haltung der Massen in Paris seit Mirabeau's Tode eine immer drohendere wurde, das Ansehn der Nationalgarde und damit das der Bourgoisie, sank sichtlich; es gab täglich Kämpfe; die besitzende Bürgerschaft verlor den Muth, sie fing an, sich zurückzuziehn; nur wenige Bataillons der Nationalgarde bewahrten ihren anhänglichen Charakter, massenhaft schoben sich in die Reihen Leute, denen man noch wenige Wochen zuvor keine Waffen in die Hand gegeben hätte. Selbst der blonde Lafayette auf seinem langweiligen Schimmel, obgleich noch immer in seinem constitutionellen Eitelkeitsrausch befangen, und in sich selbst den Connetable des neuen Frankreichs sehend, machte schon Unterschiede in seinen Bataillons, er hatte zuverlässige, unzuverlässige und ganz unzuverlässige, die ganz unzuverlässigen bildeten schon die Majorität.

Dieser ehrgeizige, aber durchaus beschränkte Marquis hat mit seinem Glauben an die constitutionelle Schablone und an seine eigene nichtige Persönlichkeit dem Königthum mehr geschadet, als Mirabeau.

Immer merklicher machte sich in den Clubs der Jacobiner das Nahen der Pöbelherrschaft, immer frecher stellte sich der Pöbel auf offner Straße jeder gesetzlichen Ordnung entgegen, schon buhlten alle Patrioten, besonders aber der Anhang des elenden Herzogs von Orleans, um die Gunst des Pöbels. Die Brod-Tumulte wurden immer häufiger und Hand in Hand mit denselben gingen gräuliche Thaten der Volksrache.

Hohnlachend nannte sich Camille des moulins Procurator der Laterne.

Dennoch war die Laterne die Waffe der Revolution, noch knüpfte sie ihre Opfer an den Laternen auf, erst Jahr und Tag danach, als die Laterne nicht schnell genug arbeitete, stellte der Convent die heilige Guillotine auf.

Die hat ihren Namen von ihrem Erfinder, dem humanistischen Arzt Guillotin, der seine Erfindung, welche nach seiner Ansicht in humaner Weise den Todeskampf der zum Tode verurtheilten Verbrecher abkürzte, anfänglich dem ersten constitutionellen König zu Ehren, Louise oder Louisette genannt wissen wollte.

Eine eigenthümliche Ehrenbezeugung, gegen welche

übrigens Alles, was Louise in Frankreich hieß, protestirte.

In jenen Tagen also, da die Guillotine der Laterne noch nicht die Herrschaft entwunden, begab es sich, daß der Ritter von Beaune, der die Verbindungen zwischen der Armee des Marquis von Bouille mit dem Hofe vermittelte und eine bedeutende Rolle bei all den Projekten spielte, die man aufbrachte, um die Königliche Familie aus Paris zu entfernen, gegen Abend über die Brücke ging, um sich nach dem Faubourg Saint-Germain zu verfügen, wo er eine Zusammenkunft mit dem Major von Fauvel, seinem Preußischen Vetter, hatte.

Der Ritter hatte soeben seinen Bruder, den Baron, wieder einmal an Bouille abgesendet, denn dieser war stets bereit, gefährliche Sendungen zu übernehmen, Furcht kannte derselbe nicht, aber er hatte es längst satt, sich in den Theatern mit den Jacobinern zu prügeln.

Der Ritter hielt es für seine Edelmannspflicht, den König und dessen Familie zu retten, sie aus Frankreich zu führen, sonst gab er sich keiner Täuschung hin, er hatte die feste Ueberzeugung, daß die Revolution nicht aufzuhalten sei.

Aber ihn bewegten nicht nur politische Gedanken; immer näher hatte er sich dem Preußischen Vetter angeschlossen und dieser hatte auf eine ganz unbegreifliche Weise eine Macht über seine Seele gewonnen, eine Macht, die er zuweilen mit Unwillen fühlte, die er aber nicht abzuschütteln vermochte.

Wohl erinnerte er sich öfter der Warnung des alten Lieutenant von Chatelat, aber der Eindruck derselben war nicht stark genug gewesen, um der Anziehungskraft zu widerstehn, die der Fremde auf ihn übte. —

Uebrigens hatte er den alten Warner nicht wieder gesehn, derselbe hatte einige Tage nach jener Unterredung dem royalistischen Comité wissen lassen, daß der edle Cazotte nicht zu den Martinisten gehöre und daß dieser die Gesellschaft für sehr bedenklich halte; das royalistische Comité hatte es aufgegeben, sich mit den Martinisten einzulassen, aber nicht wegen dieser Warnung, sondern weil der Ritter von Beaune entdeckt hatte, daß Herr von Saint-Martin selbst und etliche seiner näheren Freunde gewisse Verbindungen mit dem Anhang des elenden Herzogs von Orleans unterhielten.

Und worin bestand nun die mächtige Anziehungs-

kraft, durch welcher der Peußische Major seinen Vetter fesselte.

Der Ritter von Beaune vermochte sich nicht darüber klar zu werden, viel später erst begriff er, daß er in diesem Verhältniß der dämonischen Herrschaft des Geheimnisses unterlegen war.

Denn Geheimniß war Alles, was mit dem Preußischen Major, der seinen Familiennamen trug, im Zusammenhange stand.

Zuerst war die Persönlichkeit des Majors selbst ein Geheimniß; der Ritter wußte nicht, ob sein Vetter alt war, oder jung. Er sah zuweilen aus wie ein Greis, und dann wieder wie ein Jüngling, oder doch wie ein junger Mann!

Dann: was wollte der Major von Fauvel in Paris in dieser Zeit?

Einen offiziellen Anhang der Preußischen Regierung hatte er nicht, aber er war in offner Verbindung mit der Preußischen Gesandtschaft; zu seinem Vergnügen ging in jener Zeit gewiß kein Edelmann oder Offizier nach Paris.

In den Augen, in dem Blick des Majors lag ein Geheimniß und in seinen Reden lag stets ein Geheimniß wie unter einer dünnen Decke verborgen und

der Ritter von Beaune fühlte je länger, je mehr einen starken Anreiz, diese Decke zu lüften.

Der Major hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er Freimaurer, aber hatte auch angedeutet, daß es wahr sei, daß er die Maurerei nur als die untergeordnete Stufe zu einer höheren Gemeinschaft betrachte.

Die Andeutungen, welche der seltsame Mensch gab, hatten den Ritter anfänglich nur angeregt, dann aber bedenklich gemacht; der junge Edelmann aus Touraine war kein Phantast, er war im Gegentheil sehr klar und nüchtern, er wußte auch genug von der Geschichte des Grafen Cagliostro und anderer Abenteurer, deren Thaumathurgie ebenfalls in den Logen der Freimaurer einen Schauplatz gefunden. Der Ritter von Beaune war einige Zeit sehr mißtrauisch gegen seinen Preußischen Vetter, bald aber nahm dieses Mißtrauen ab und verschwand endlich ganz, um einem Vertrauen Platz zu machen, neben welchem nur noch diejenigen Zweifel Platz hatten, die man eigentlich zu dem einzigen Zwecke noch hegt, um zu ihrer Lösung neue Argumente für sein Vertrauen zu finden.

Die nüchterne, verstandesscharfe, spöttelnde, zwei=

felnde und frivole Gesellschaft jener Tage war an erster Stelle genußgierig, sie wollte schwelgen in den Genüssen dieser Welt, weil sie eben an jener Welt zweifelte. Die Reichen, die Geld genug hatten, verlangten nun mit einer rasenden Gier nach Dauer oder Herstellung der Gesundheit, nach Verlängerung des Lebensgenusses, nach Verlängerung des Lebens selbst. In dieser Gier wurden die hochmüthigen Spötter, die frivolen Zweifler bis zur Abgeschmacktheit abergläubisch, bis zur Lächerlichkeit leichtgläubig, das aber sicherte allen Abenteurern und Betrügern, welche darauf spekulirten, fast immer einen Erfolg.

Nun gab es unter diesen Abenteurern unendlich viele Abstufungen, vom edlen Schwärmer herab bis zu dem gemeinen Gauner wimmelte die Gesellschaft von solchen mehr oder minder bedenklichen Charakteren.

Aber auch die Opfer dieser Abenteurer waren unendlich verschieden, je nachdem die Genußgier mehr oder minder mit unklarer Philosophie, oder auch mit religiösen Vorstellungen, mit weltlichem Ehrgeiz und politischer Eitelkeit, mit sinnlichem Raffinement und Modethorheit versetzt war.

So lange die Andeutungen des Preußischen Majors sich auf die Gegenstände bezogen, oder vielmehr auf Fragen, die man damals philosophische nannte, so lange derselbe sehr vorsichtig auf Naturkräfte hinwies und übersinnliche Mächte, durch welche das Leben verlängert, die Genußfähigkeit erhalten, hergestellt oder erhöht werden könnte, so lange interessirte und fesselte er allerdings den Ritter, aber derselbe war zu jung und zu gesund, um sich dem Eindruck ganz hinzugeben, mit einem Wort: er war und blieb dem gegenüber nur neugierig.

Das änderte sich aber von dem Augenblick an, wo die dunklen Redewendungen des Majors zwei Gegenstände berührten, die dem Wesen des Ritters näher lagen.

Wir wissen schon, daß der Ritter geldgierig und geizig war, nun der Major ließ ihn Schätze ahnen; wir wissen ferner, daß der Ritter ein eifriger und thätiger Agent des Royalisten-Comités war, nun der Major deutete darauf hin, daß es Mittel gäbe, nicht nur in die Ferne und in die Zukunft zu schauen, sondern auch die Gedanken Anderer gegen deren Willen zu lesen.

Die ersten Andeutungen des Majors machten

den Ritter mißtrauisch und vorsichtig, bald aber wich die Nüchternheit seines Verstandes den verlockenden Vorstellungen von dem Nutzen, den die Sache des Königthums nicht nur aus den Geldmitteln, sondern noch mehr aus den geheimnißvollen Fähigkeiten ziehn könne, auf welche die dunklen Reden des Majors hindeuteten.

Wir wollen nicht untersuchen, ob die eigne Gewinnsucht, die Geldgier des Ritters nicht in Bezug auf die Schätze eine größere Rolle spielte, als sein Eifer für die Königliche Sache, in Bezug auf die geheimnißvolle Macht des Fernsehens aber stand ganz gewiß der Partei-Eifer des Royalisten voran.

Wenn nun schon der Preußische Major durch seine Reden nach dieser Richtung hin den Ritter auf ein dunkles Gebiet gelockt hatte, so war derselbe doch nüchtern und schlau genug, sich nicht weiter einzulassen, ohne vorher Proben zu haben und es war völlig folgerecht, wenn er sich sagte: Hat der Major wirklich die Macht, über Schätze zu verfügen, so muß er selbst Geld in Ueberfluß haben. Er nahm daher Veranlassung, seinen merkwürdigen Vetter um tausend Stück Louisd'or zu bitten. Das war in der Assignatenzeit eine sehr starke Forderung und wenige

Menschen mochten so viel Goldstücke zur Verfügung haben. Ohne eine Miene zu verziehn ging der Major in ein Nebenzimmer und brachte ihm zehn Röllchen. Der Ritter zählte sie mißtrauisch zu Hause nach, es waren tausend Stück wirkliche Louisd'or.

Dieses Gold überzeugte den Ritter mehr, als es irgend eine andere Probe vermocht hätte; es reizte aber zugleich auch seine Geldgier in gewaltiger Weise und machte den sonst so schlauen Menschen in einer Weise blind, die eben nur aus seiner Geldgier erklärt werden kann.

Als er den Major am Tage darauf wieder sah, sagte dieser ruhig: „Sie hätten sich die Mühe ersparen können, das Geld nachzuzählen, mein Herr Vetter, auch bitte ich Sie freundlich, Ihre Absicht nicht auszuführen und mir nicht zu sagen, wozu Sie dies Geld gebrauchen wollen; als Sie die Summe von mir verlangten, wollten Sie mich nur auf die Probe stellen, und darum konnte ich Ihnen das Geld geben; hätten Sie damals schon die Absicht gehabt, die Sie jetzt haben, so würde ich es Ihnen wahrscheinlich verweigert haben!"

Der Ritter stand zum ersten Mal völlig befangen; woher wußte der Major, daß er das Geld ge-

zählt? Woher wußte er, daß er ihn nur hatte prüfen wollen? Woher wußte er, daß er erst, nachdem er die Goldstücke gezählt, beschlossen hatte, die Summe dem royalistischen Comité zu übergeben?

Das Gold hatte den nüchternen, schlauen Menschen so verblendet, daß er gar nicht sah, wie leicht es dem Major war, dasselbe Alles vorauszusehn, nachdem derselbe einmal den Schlüssel zu seinem Charakter gefunden.

Von dem Tage an hatte der Ritter nur darum noch Zweifel, um sich durch deren Lösung in seinem Glauben an die Macht des Majors bestärken zu lassen.

Als der Ritter die Seine hinter sich hatte, trat er in einen Laden und kaufte einen Spiegel mit einer Stahlplatte, den er sich zwischen zwei Pappendeckel binden ließ. Er wickelte dann dies Packet in einen Bogen starkes Papier und trug es so unter dem Arm.

Nicht weit von dem Laden stieß er auf einen schon ältlichen Mann, der in einem braunen Mantel von ganz wunderlichem Schnitt, à la diplomate genannt, gehüllt war und einen unglaublich schlechten, verknüllten Hut trug. Dieser Mann, der sich sehr

gerade, fast steil aufrecht hielt, blickte aus zwei großen geistvollen Augen mit einer Art von humoristischer Ueberlegenheit um sich, während die stark geröthete Nase zwar den tapferen Burgundertrinker verrieth, aber durchaus nicht den unangenehmen Eindruck machte, der sonst von der eigentlichen Kupfernase kaum zu trennen ist. Es war ein scharf geschnittenes, kühnes und geistvolles Gesicht, das von Weitem an den Orient erinnerte. Die ganze Erscheinung verrieth einen vornehmen Mann, der aber auch ein Sonderling sein mußte, oder Gründe hatte, den Sonderling zu spielen.

Nun dieser Mann blieb vor dem Ritter stehn und sprach leicht grüßend mit etwas schnarrender Stimme: „Der Herr Ritter von Beaune, wenn ich nicht irre?"

„Wo haben wir uns gesehn?" fragte der Ritter, den Gruß sehr kühl erwidernd.

„Sie haben mich schwerlich gesehn, Ritter," entgegnete der Fremde lachend, „wer mich einmal gesehn, der vergißt mich nicht, dafür ist mir meine Nase gut, aber ich habe Sie flüchtig an der Thür des Hauses gesehn, wo der wohnt, der das blaue Tatzenkreuz im Wappen führt, Einer von den Treuen des Königs

nannte mir Ihren Namen. Ich halte Sie auf, weil ich Ihnen eine Mittheilung zu machen habe!"

Der Ritter verbeugte sich höflicher und sagte: „Gehn wir weiter; darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Dann müssen Sie mit mir umkehren, Ritter, denn ich muß einen Kranken besuchen, ich bin der Doctor von Latable de Saint Jean!"

„Ah! der berühmte Arzt, der Leibarzt Seiner Königlichen Hoheit des Herrn Grafen von Artois!"

Der Ritter kehrte mit dem berühmten Arzt, der ihm dem Namen nach als einer der treusten Anhänger des Königthums bekannt war, sofort um und ging mit ihm nach dem Pont-neuf zurück.

Der Arzt galt allerdings für einen Sonderling, schon weil er einem der ältesten Geschlechter in Picardie entsprossen; er führte als Haupt der jüngeren Linie den Titel eines Barons von Latable de Saint-Jean; er hatte Arzneikunde studirt und war wirklich ausübender Arzt geworden.

Unter dem französischen Adel mochte er wohl der einzige Arzt sein.

Uebrigens wußte man, daß der Leibarzt des Grafen von Artois, trotz seiner Liebe zur Wissenschaft und seinem Eifer für den ärztlichen Beruf, sehr stolz

auf seine glorreiche Abkunft war und es gern betonte, daß sein Ahnherr den Freiherrntitel und Namen von Latable de Saint-Jean in den Kreuzzügen durch die ritterliche Vertheidigung einer Burg erworben, welche zu den Tafelgütern des Großmeisters des Johanniter-Ordens gehörte. Der Dienst, der dem Orden durch diese Vertheidigung geleistet worden, war von demselben auch dadurch anerkannt, daß der jedesmalige Baron von Latable de Saint-Jean das Recht hatte, das Johanniter-Kreuz zu tragen, ohne dem Orden anzugehören.

„Der Herr Graf von Artois wird mich etwas vermissen," sagte der Arzt mit spöttischem Lächeln, „glücklicher Weise ist Seine Königliche Hoheit ziemlich gesund, das ist ein Trost, denn ich möchte nicht, daß er im Auslande einem der vielen Pfuscher und Charlatane in die Hände fiele, er ist mir immer ein lieber und gnädiger Herr gewesen! Doch zur Sache ich habe einen Auftrag für Sie übernommen, Ritter, ah! Sie sind im Irrthum, ich komme nicht vom blauen Tatzenkreuz, es ist ein Auftrag, wie man sie uns Aerzten zuweilen giebt, wenn gerade kein Priester in der Nähe ist. Ich suche Sie übrigens schon seit ein Paar Tagen und würde mich bei dem blauen

Tatzenkreuz nach Ihrer Wohnung erkundigt haben, wenn mir heute nicht der Zufall güustig gewesen. Kennen Sie eine junge und schöne Dame, welche im Hause eines Seidenhändlers wohnt?"

„Ich kenne eine solche Dame!" entgegnete der Ritter erstaunt.

„Wollen Sie mir deren Namen sagen?" fuhr der Arzt fort.

„Fräulein Athenais von Talaru!" sagte der Ritter.

„Dann sind wir in Ordnung," erklärte der Arzt mit sichtlicher Genugthuung und sprach weiter: „Diese sehr junge und sehr schöne Dame hat mich beauftragt, Sie, mein Herr Ritter, zu bitten, ihr einen Besuch zu machen und sie aus dem Hause wegzunehmen, in welchem sie sich gegenwärtig befindet!"

„Mein Gott!" rief der Ritter, „es ist nicht möglich, daß das Fräulein krank ist, der Seidenhändler ist ein Ehrenmann, und er hat mir noch vor drei Tagen versichert, daß das Fräuein gesund ist!"

„Der Seidenhändler ist ein Ehrenmann," versicherte der Arzt, „ich bin seit zwanzig Jahren sein Arzt, aber was versteht der von Gesundheit? Ich will auch nicht sagen, daß die junge Dame jetzt

schon krank ist, aber das steht fest, daß sie vor Angst und Aufregung krank wird, sehr krank wird, wenn sie länger in diesem Hause bleibt!"

„Wie, Herr Baron, Sie sagten aber selbst, daß der Seidenhändler ein Ehrenmann —"

„Hat damit nichts zu thun, gar nichts," unterbrach der Arzt den Ritter etwas barsch, „wissen Sie, in was für einem Hause das junge Mädchen ist?"

Der Ritter sah dem Leibarzt fragend in's Gesicht.

„Ich will es Ihnen sagen," schnarrte derselbe, „die junge Dame ist in einem Hause des Unglücks, in einem Hause des Jammers; der Seidenhändler und seine Töchter, liebe, fromme Mädchen, halten es geheim, aber ich kann Ihnen, einem Edelmann, das Geheimniß anvertrauen, die Gattin des Seidenhändlers ist die Tochter des unglücklichen Prevot Quedelier, der als eines der ersten Opfer von diesen Bestien gehängt wurde; die Frau ist wahnsinnig, seit sie ihren Vater hängen sah. Ich habe vergeblich darauf gedrungen, die Unglückliche in's Irrenhaus zu bringen, der Mann will sich nicht von seiner Frau, die lieben Mädchen wollen sich nicht von ihrer Mutter trennen. Uebrigens ist die Wahnsinnige unschädlich, sie wan-

delt nur händeringend unaufhörlich hin und her im Hause, zuweilen flüstert sie unverständliche Worte vor sich hin, sie tobt nur, wenn man sie einschließt. Sonst thut sie Niemandem etwas und ich begreife, daß ihr Gatte und ihre Töchter in herzlicher Liebe es aushalten können, aber es ist mir auch erklärlich, daß ein so junges zartes Kind wie Fräulein von Talaru, vor Entsetzen schaudert und vor Bangigkeit außer sich ist, wenn die Wahnsinnige um sie herum geht, ihr ausdruckslos in's Gesicht starrt, ja selbst in der Nacht plötzlich vor ihrem Bett steht; die arme junge Dame hat nicht den Muth, sich dem Seidenhändler zu entdecken, denn sie ist dankbar für die Großmuth, mit welcher sie derselbe aufgenommen, für die Güte, mit der er sie herbergt, sie war auch fest entschlossen, auszuhalten, aber sie vermag's nicht, es geht über ihre Kräfte, und ich sage Ihnen, Sie müssen sie so schnell als möglich aus dem Hause nehmen, sonst könnte es kommen, daß wir dort zwei Wahnsinnige zu hüten hätten!"

Der Ritter ging schweigend neben dem Arzt her, er fühlte stärker als je, daß ihm jenes Mädchen, das er doch nur einmal gesehn, unbeschreiblich lieb und theuer sei; er begriff, daß er sie aus der

Gesellschaft der Wahnsinnigen erlösen müsse und doch war er wieder in peinlicher Sorge, — er wußte nicht, wo er das Fräulein unterbringen sollte.

„Hören Sie, lieber Ritter," fuhr der Leibarzt fort, „holen Sie mich morgen früh um zehn Uhr, aber nicht später, in meinem Hause im Palais Nr. 3., ab, wir wollen dann zusammen zu dem Seidenhändler gehn!"

„Aber wohin dann mit ihr?" fragte der Ritter fast kläglich.

„Hm," meinte der Arzt, „ich weiß, daß das Fräulein hier keine Verwandte und Bekannte hat, aber Sie, sind Sie denn mit keiner Familie bekannt, die dem armen Kinde ein Asyl bieten könnte?"

„Wenn ich das wäre, mein Herr Baron, stände ich hier nicht in solcher Verlegenheit vor Ihnen!" entgegnete der Ritter beinahe unartig.

Der Arzt ließ einen leisen Pfiff hören, faßte den Arm des Ritters und ging weiter.

Erst nach einer ganzen Weile sagte er: „Ich bin in derselben Lage, wie Sie, auch in meiner Bekanntschaft finde ich kein Asyl für die junge Dame; überall sind die Frauen und Töchter geflüchtet, oder sonst in Anspruch genommen. Es bleibt Ihnen wei-

ter nichts übrig, als die junge Dame sofort zu heirathen!"

„Mein Herr Baron!" fuhr der Ritter beinahe entsetzt auf.

„Nun, habe ich Sie damit beleidigt?" fragte der Arzt ziemlich gleichmüthig.

„Ich begreife nicht, wie —" rief der Ritter.

„Aber ich begreife sehr gut," unterbrach der Arzt rasch, „und die Verlegenheit, in der Sie sich befinden, mein guter Ritter, wird meine Indiscretion entschuldigen. Sehen Sie, mein Lieber, wir Aerzte sehen eine Menge von Dingen, die man uns nicht sagt und nicht merken lassen will. Ich kenne Ihre Verhältnisse zu diesem jungen schönen Wesen gar nicht, aber ich hatte das Fräulein nicht zwei Mal von Ihnen reden hören, als ich auch schon wußte, daß Sie von ihr geliebt wurden; nun aber bin ich der Ansicht, daß ein so junges, unschuldiges, schönes Wesen keinen Mann liebt, von dessen Gegenliebe sie nicht überzeugt ist; es ist nun wohl möglich, daß Sie sich dem Fräulein noch nicht declarirt haben, vielleicht waren Sie sich selbst auch noch nicht ganz klar über Ihre Liebe, daß Sie aber das Fräulein von Talaru lieben, wie Sie von ihr geliebt werden,

das unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, das muß ich wissen. Nun sehe ich aber gar nicht ein, warum Sie in den gegenwärtigen Umständen nicht das herkömmliche Verfahren etwas abkürzen und Ihre Geliebte morgen heirathen wollen. Damit wäre die ganze Verlegenheit beseitigt; das Fräulein hätte ein Domicil, Sie eine schöne Frau und ich wäre die Geschichte los."

Der Ritter ging wie ein Träumender neben dem Arzt her; dieses schöne, bleiche Mädchen liebte ihn. Er glaubte dem Baron von Latable, denn er fühlte, daß er Athenais liebte. Er drückte ein Tüchlein an seine Brust, das er seit dem Tage, da er Athenais gesehn, stets in der Brusttasche getragen, es war das Tüchlein der Novize, das er noch feucht von Thränen damals aufgehoben und ohne die Absicht zu haben, behalten hatte. Er hatte sich selbst nicht gestanden, wie glücklich ihn dieses Tüchlein gemacht und nun sagte ihm dieser kluge Mann: „Athenais liebt Dich!"

Er war ein sehr glücklicher Ritter für den Augenblick.

„Das Beste ist," fuhr der Arzt ganz bestimmt fort, „wir bringen das Fräulein von Talaru gleich

von dem Seidenhändler zu meiner trefflichen Schwester Riquette nach Blanchetour; meine Schwester, noch immer eine sehr schöne Frau, Herr Ritter, ist dort an den Königlichen Wolfsjagd-Capitän Faisan de Buleau verheirathet. Blanchetour liegt, obgleich nicht sechs Meilen von hier, doch sehr versteckt und deshalb hat sich die ganze Familie dort hin geflüchtet; an meiner Schwester Riquette Herzen und Heerd ist immer Platz für Alles, was ihr verwandt ist. Der Almosenier der Königlichen Wolfsjagd-Capitanerie kann Sie mit dem Fräulein trauen, wird keine Schwierigkeiten machen, braver dicker Mann, podagricus, dem ich öfter geholfen habe, — meine Schwester wird mit Vergnügen uns ein kleines Diner geben, dann fahren Sie mit Ihrer Gemahlin in meinem Wagen zurück. Beschlafen Sie sich die Sache, morgen früh zehn Uhr, Palais-Platz Nr. 3. Gott erhalte Sie, mein guter Ritter!"

„Halt, halt!" rief der junge Mann und hielt den Arzt fest, der in eine Thorfahrt treten wollte.

„Ich habe keine Zeit mehr," sagte dieser barsch, „hier wo [illegible] ein alter Freund, der Parlamentsrath Paixmont, [illegible] ist leidend und ganz allein, denn er

hat seine vorzügliche Frau und seine reizende Tochter in's Ausland flüchten lassen. Gott erhalte Sie!"

Damit verschwand der Baron von Letable de Saint-Jean in dem alten Hause und ließ den höchst verblüfften Ritter auf der Schwelle stehn.

Das war der Mann, den sie zuweilen einen Sonderling nannten, von dem aber Alles wußte, daß er in erster Linie ein ausgezeichneter Mensch und guter Edelmann war.

Nachdem der Ritter von Beaune mit seinem eingewickelten Stahlspiegel unter dem Arm noch eine ganze Weile in voller Verblüffung vor der Thür des Paixmont'schen Hauses stehn geblieben war, begann er plötzlich laut zu lachen und lief dann mit großer Eile den weiten Weg zurück, auf dem er mit dem seltsamen Arzte hergekommen.

Der junge Mann fühlte sich von einem Entzücken gehoben, wie er es noch nicht gekannt, es strömte eine Wärme durch sein ganzes Wesen, die ihm so wonnig dünkte, daß er gern vor Freude laut geschrien hätte.

Erst wie er wieder über den Fluß zurück war, wurde er etwas ruhiger und begann sich zu sammeln. „Das also ist die Liebe!" flüsterte er glückselig in

sich hinein, „oh! ich hätte niemals geglaubt, daß sie so stark und so gewaltig wäre!“

Als er in die stille Straße Grenelle einbog, wo die alten großen Adelshäuser stehn, die jetzt meist verlassen und mit den zerschlagenen Adelsschildern über den hohen Portalen zu trauern schienen, hatte der Ritter seine Selbstbeherrschung äußerlich wenigstens wieder gewonnen, aber es war ihm immer noch, als durchzucke ihn eine Flamme.

Er trat durch eine kleine Mauerpforte, zu welcher er den Schlüssel hatte, in einen einsamen Hof; es war fast ganz dunkel schon, aber er kannte den Weg und trat in eines jener reizenden kleinen Hotels, die man „zwischen Hof und Garten“ nannte.

Die hohen alten Bäume des Gartens hinter dem Gebäude ragten empor über das Dach.

Er ließ in einem weiten Gemach zu ebner Erde, das mit alterthümlicher, etwas verblichner Pracht decorirt war, einem Diener Hut, Mantel und den Spiegel — einen Augenblick später stand er in dem Studirzimmer seines Preußischen Vetters.

Der Major kam dem Ritter mit jener eigenthümlichen ernsten Freundlichkeit entgegen, die nie

ihren Eindruck verfehlt, weil sie fühlen läßt, daß sie nur für Wenige, für Auserwählte da ist.

„Verzeihn Sie, mein Herr Vetter, ich habe mich verspätet,“ begann der Ritter.

„Es ist noch Zeit genug,“ antwortete der Major ruhig, „ich erwartete Sie nicht eher, denn ich weiß, daß Sie, nachdem Sie einen Stahlspiegel gekauft, dem Arzte des Herrn Grafen von Artois begegneten und mit demselben umkehrten; Sie hätten nicht nöthig gehabt, mein Herr Vetter, sich auf dem Rückwege nach hier so zu beeilen!“

„Das haben Sie gesehn?“ fragte der junge Mann erstaunt.

„Nein,“ entgegnete der Major, die Augen in die Höhe wendend, „ich habe es nicht gesehn, aber es ist gesehn worden, es wurde erkannt, daß der Baron von Latable Ihnen eine wichtige Mittheilung machte!“

„Und was hat er mir gesagt?“ forschte der Ritter eifrig.

„So weit reicht meine Erkenntniß leider noch nicht,“ lautete die kühle Erwiderung, „das Schauen in die Ferne ist mir kein Geheimniß mehr, aber bis zum Hören bin ich noch nicht vorgedrungen!“

„Ich habe den Stahlspiegel mitgebracht, ganz so, wie Sie ihn wünschten, mein Herr Vetter," nahm der Ritter nach einer Pause das Wort.

„Von dem Spiegel nachher," versetzte der Major leicht, „zunächst werde ich Ihnen zeigen, wie es bei dem Schauen in die Ferne zugeht, danach das Schauen in die Zukunft; ich habe Ihnen mein Wort gegeben, heute alle Ihre Zweifel zu heben, ich werde mein Wort halten!"

Er machte eine entschuldigende Bewegung und verließ das Gemach durch eine Tapetenthür.

Der Ritter stand allein in dem hohen Gemach, das sehr ernst aussah; kein Schrank, kein Bild, nichts als Bücher.

An Athenais von Talaru dachte der junge Mann, aber es war ihm, als zöge eine unbekannte Gewalt ihn von diesem Gedanken ab, er hatte plötzlich das Gefühl, das Einer hat, wenn man in ein Grabgewölbe tritt, seine innere Wärme wich mehr und mehr einer von außen andringenden Kälte.

Da öffnete sich die Tapetenthür, ein blendender Lichtstrahl fiel ein und mit einer gewissen Feierlichkeit sprach der Major: „Treten Sie ein, mein Herr Vetter!"

Der Ritter ging langsam, er stand zögernd an der Schwelle, ihm war plötzlich, als riefe ihn eine zarte Stimme zurück.

Es war die Stimme der bleichen, schönen Novize, des Fräuleins von Talaru.

In diesem Augenblick faßte der Major seine Hand, er folgte, sein Widerstreben besiegend und stand in einem kleinen, hell erleuchteten Gemach.

Die Thür fiel hinter ihm zu.

Neben einem kleinen Tisch, auf welchem ein mit zwölf Kerzen besteckter Armleuchter stand, saß auf einem hochlehnigen Sessel eine schlafende Dame.

Es war eine schlanke, schöne Gestalt, nur in ein hemdartiges Gewand von weißer Wolle gekleidet, das auf der einen Seite von der Schulter niedergesunken war und einen Theil der schönen Büste sehn ließ, auf welche die aufgelösten Locken niederfielen, das tiefste Schwarz auf blendendem Weiß.

Das nicht schöne Antlitz war ruhig, der Odem ging regelmäßig, man vernahm bei der tiefen Stille jeden Athemzug.

Der Ritter heftete einen forschenden Blick auf die Schlafende, sie war ihm unbekannt, dann wandte

er sich verwundert an den Major, er begriff nicht, was das sein solle.

„Setzen Sie sich!“ befahl dieser, auf einen Stuhl, der Schlafenden gegenüber, zeigend.

Der Ritter nahm gehorsam Platz. Der Major streckte seine Hand aus gegen die Dame und fragte: „Schlafen Sie?“

„Ich schlafe!“ lautete die Antwort der Schlafenden.

Der junge Mann zitterte, als er diese Stimme vernahm, es kam eine Art von Entsetzen über ihn.

„Welche Person wollen Sie sehn?“ fragte der Major seinen Verwandten.

Der Ritter suchte sich mit Gewalt zu fassen, er dachte zuerst an die geliebte Novize, aber eine geheime Scheu hielt ihn zurück.

„Meine Mutter!“ sagte er endlich gepreßt.

„Sie haben etwas bei sich, was Ihrer Frau Mutter gehört?“ fragte der Major.

„Hier ist ein Ring mit ihrem Haar!“ versetzte der Gefragte nach einigem Besinnen.

„Legen Sie den Ring in die Hand der Schlafenden,“ sagte der Major, auf die schöne Hand deutend, die auf dem Tisch ruhte.

Es geschah; die Hand zuckte, als sie den Ring berührte.

„Suchen Sie die Person, welcher das Haar gehört, das in dem Ring ist, der sich in Ihrer Hand befindet!“ befahl der Major mit herrischer Betonung.

„Ich suche!“ antwortete die Schlafende und schwieg einige Augenblicke.

„Ah! ich sehe sie, ich habe sie gefunden!“ sagte sie gleich darauf.

„Wo ist sie?“

„Weit von hier, weit!“

„Geben Sie nähere Kennzeichen!“

„Es ist kalt da, wo die Person ist; sie ist in einen schönen Pelz gehüllt, es ist eine alte Dame, aber nicht sehr alt, sie hat ein kluges Gesicht, sie spricht!“

„Sie ist also nicht allein; wer ist bei ihr?“

„Sie sitzt an einem Tisch, ihr gegenüber sitzt ein Mann, welcher schreibt; sie spricht, ah! jetzt habe ich's, die Dame dictirt einen Brief!“

Können Sie den Brief lesen?“

„Ja, warten Sie, warten Sie, der Geistliche, es ist ein Abbé, welcher schreibt, ich lese: die Par=

lamentsräthin Paixmont ist vor einigen Tagen hier angekommen, ihr Mann hat sie aus Furcht vor den Jacobinern von Paris fortgeschickt; sie hat eine reizende Tochter; die Dame hat einen Brief an den marechal de Câmp Herrn von Visabtroux mitgebracht, in welchem von Dir die Rede ist, mein lieber Sohn, Du sollst ungeheuer brav Dich halten und mein Sohn Beaune auch, was mich sehr freut. Dadurch wissen wir, daß Du bei Beaune in Paris geblieben bist. Frau von Paixmont hat mir versprochen, meinen Brief an Dich zu besorgen und Dein Bruder Barlaiemont hat Dir alle unsere Schicksale aufgeschrieben, denn Du, mein lieber Sohn und auch mein Sohn Beaune, Ihr werdet gern hören wollen, wie es Eurer kleinen Mutter Susanna und Barlaiemont ergangen ist, — sie spricht nicht mehr, er schreibt nicht mehr, die Dame steht auf —"

Die Schlafende hielt plötzlich inne und schwieg.

Der Ritter bemerkte wohl, daß sich das Gesicht der Schlafenden schmerzvoll verzog, daß sie unruhig wurde.

„Nehmen Sie Ihren Ring zurück!" sagte der Major.

Der Ritter nahm den Ring und steckte ihn wieder an seinen Finger.

„Sie wollen noch eine Person sehen," sprach der Major, sich zu ihm wendend, hastig, „beeilen Sie sich!"

Der junge Mann zögerte.

„Nehmen Sie das Tuch aus Ihrer Brusttasche," befahl der Major, „legen Sie es in die Hand der Schlafenden, ich weiß, daß Sie die Person sehn wollen, welcher das Tuch gehört!"

Der Ritter folgte dem Befehl.

„Schlafen Sie?" fragte der Major die Schlafende und streckte beide Hände gegen sie aus.

Dieses Mal dauerte es länger, bis die bejahende Antwort erfolgte, sie wurde in einem müden, unwilligen Tone gegeben.

„Wo ist die Person, welcher das Tuch gehört, das sich in Ihrer Hand befindet? Suchen Sie! Suchen Sie!"

„Ich suche, ich suche —" sagte die Schlafende verdrießlich — „ich bin müde, ah! ich habe sie gefunden, es ist ein junges Mädchen, sie ist nicht weit von hier, eine kleine Kammer, sie weint, ah! sie

fürchtet sich, sie schleicht davon, sie flieht die Treppe hinunter —"

„Folgen Sie ihr!" befahl der Major.

„Sie bleibt auf der Treppe stehn, sie geht wieder hinauf, sie fürchtet sich und flieht!"

Die Schlafende sprach immer langsamer und immer leiser: „ich sehe nichts mehr!"

Der Ritter nahm auf einen Wink seines Vetters das Tuch wieder zu sich und entfernte sich langsam.

Er stand allein in dem matt erhellten Bücherzimmer, es war ihm zu Muth wie Einem, dem der Wein zu Kopf zu steigen beginnt, klare Gedanken kämpfen noch mit der zunehmenden Trunkenheit.

„Wird hier ein ungeheurer Betrug gespielt?" fragte er sich plötzlich.

„Nein, es ist nicht möglich, der Brief der Mutter, die Flucht der armen Athenais vor der Wahnsinnigen —"

Der junge Mann vermochte seine Gedanken nicht mehr zu sammeln, es faßte ihn ein Schauer, er hatte einen Zipfel des Schleiers gelüftet, der die wunderbarsten Geheimnisse deckt. Er wußte nichts von Mag-

netismus und vom Hellsehen, und was wissen wir denn eigentlich davon?

Wir wissen auch nur, daß es Geheimnisse sind, deren sich schlaue Betrüger oft mit Erfolg bedient haben, zu denen die Wissenschaft aber noch nicht durchzudringen vermocht hat.

Es ist aber nicht Alles Betrug, was zum Betrug gemißbraucht wird, es ist nicht Alles Thorheit, wozu unser Wissen den Schlüssel noch nicht gefunden hat.

Der Ritter warf sich in einen Sessel und stützte den Kopf in die hohle Hand, es war eine Bangigkeit über ihn gekommen, die ihn bis zur Qual bedrückte.

Als er aufschaute, stand sein Preußischer Vetter vor ihm und sah ihm kalt und ernst in's Gesicht.

„Erklären Sie mir!" rief er aufspringend.

„Ich kann Ihnen gar nichts erklären, mein Herr Vetter," sprach der Major ruhig, „Sie wollen sich in's Gedächtniß rufen, daß Sie mir versprochen haben, keine Erklärung zu verlangen, denn ich wußte schon, daß Sie auf Erklärung dringen würden und wenn Sie auch nichts versprochen hätten, ich könnte

Ihnen doch nichts versprechen, was mir selbst unerklärlich ist!"

Die Stimme des Redenden klang traurig und niemals hatte der Ritter seinen seltsamen Vetter so alt, so greisenhaft gesehn, wie in dieser Stunde.

„Sie fühlen jetzt eine unbeschreibliche Bangigkeit, mein Herr Vetter," nahm der Major nach einer Weile das Wort, „ich habe Ihnen das vorher gesagt, der Verkehr mit diesen Geheimnissen macht nicht glücklich, aber der Wille des Mannes vermag Großes und wer durchzudringen vermag, der ist ein Gott auf dieser Erde. Besinnen Sie sich, bedenken Sie sich noch einmal, wollen Sie auch das Schauen in die Zukunft erproben? Ich sage Ihnen, daß Sie danach noch trauriger, noch banger werden!"

„Ich will es! Ich will es!" rief der junge Mann entschlossen.

„Mich bindet mein Versprechen, ich bin zu Ihrem Befehl, mein Herr Vetter!"

Der Major sagte das mit eisiger Kälte; lange nachher fiel es dem Ritter erst ein, welche geflissentliche Aufreizung in dem Wesen seines Verwandten gelegen. Er hätte sich ohne diese Anreizung vielleicht

mit dem Schauen in die Ferne begnügt, des Schauens in die Zukunft vielleicht gar nicht gedacht.

Vielleicht! denn in solchen Dingen giebt es fast niemals Stillstand. Der Geheimnißgierige ist wie der Wollüstling, er verlangt immer mehr und immer weiter, plus et ultra!

Der Preußische Major rückte einen Stuhl vor ein hohes Büchergestell, dann klingelte er und befahl dem eintretenden Diener, das in Papier eingewickelte Packet zu bringen, welches der Herr Ritter mitgebracht.

Diesem begann auf's Neue das Herz zu schlagen, er zürnte sich selbst, denn er hatte sich bis dahin für einen muthigen Mann gehalten und fand sich heute hasenherzig.

Er hatte den Eindruck der Somnambule noch nicht verwunden, er dachte nicht daran, daß der Major ihn vielleicht gerade in der rechten Stimmung fand, es war ja überhaupt kein Grund abzusehn, warum der Preußische Major ihm einen Betrug spielen sollte. Dennoch verließ ihn der Gedanke niemals ganz, daß er trotz alledem das Opfer eines Betrügers sein könne. Darum achtete er immer wieder scharf auf Alles, was der Hexenmeister that.

Hexenmeister! Fürwahr, dieser Mann bekam immer mehr für ihn das Ansehn eines Zauberers, eines bösen Wesens, und dennoch mochte er nicht zurücktreten. —

Sein Stolz ließ es nicht zu, und selbst in seinem Grauen fand er einen neuen Stachel, der ihn vorwärts trieb.

Aber er achtete scharf auf Alles, was der Zauberer that.

Freilich war das, was er sah, so einfach, so wenig geheimnißvoll, so wenig berechnet, auf die Sinne zu wirken, daß der Mißtrauische über sich selbst gespottet haben würde, wenn ihm das Herz nicht so laut geschlagen hätte.

Als der Diener das Packet gebracht und auf den Tisch gelegt hatte, packte der Major den Spiegel sorgfältig aus und besah ihn genau bei dem Licht der einzigen Kerze, welche in dem großen Zimmer brannte, dann zog er eine Schublade des Tisches aus, in welcher allerlei Nägel und sonstiges Eisenwerk durcheinander lagen.

Der Major kramte darin herum und fand endlich drei ziemlich gleich lange Nägel; der Ritter ver-

folgte jede seiner Bewegungen mit einer Aufmerksamkeit, die ihm selbst fast lächerlich dünkte.

Er kam nicht darauf, sich zu sagen, daß der Major, wenn er ihn betrügen wollte, es nicht klüger thun konnte, als durch die ziemlich geflissentlich an den Tag gelegte Einfachheit; es fiel ihm nicht ein, daran zu denken, daß derselbe sich in seinen Augen durch falsche Feierlichkeit, durch mystisches Freimaurerwesen, Ceremonien und dergleichen lächerlich und verdächtig gemacht haben würde, hatte er es ganz vergessen, daß dieser Mann ihn an sich gezogen und sein Wesen studirt haben mußte?

Der Major schlug die Nägel in die Bretter des Büchergestells mit derselben Gleichgültigkeit ein, als als ob er sie nur zum Aufhängen einer Fliegenklatsche oder sonst eines Geräths benutzte.

Jeder Hammerschlag erschütterte die gereizten Nerven des Ritters in beinahe unerträglicher Weise.

An dem in ein oberes Brett eingeschlagenen Nagel hing der Major den Spiegel auf, an die Nägel rechts und links davon in einem unteren Brett befestigte er zwei kleine Leuchter von Silber, oder doch sonst einem ähnlich aussehenden Metall, wie man sich solcher damals bei Illuminationen zu bedienen

pflegte, steckte zwei anscheinend ganz gewöhnliche Wachskerzen auf und zündete dieselben an.

Auf seinen Wink nahm der junge Mann Platz auf dem Stuhl, den er vorher zurechtgestellt hatte, dann sprach er kalt und leise: „Ich lasse Sie jetzt allein, mein Herr Vetter! Blicken Sie in diesen Spiegel, nehmen Sie Ihre ganze Willenskraft zusammen, Sie werden in demselben in die Zukunft blicken, Sie werden die Zukunft jeder Person sehn, an die Sie mit festem Willen denken, je fester und stärker Sie wollen und begehren, desto deutlicher werden Sie schauen!“

Er streckte bei dem letzten Wort die Rechte gegen ihn und wich dann, immer mit ausgestreckter Hand, in das Dunkel zurück; der Ritter sah nicht nach ihm hin, aber er hörte die Thür schließen.

Wie magisch gebannt hing der Blick des jungen Edelmannes auf der blanken Stahlfläche des Spiegels, welche von dem Licht der beiden Kerzen von unten herauf hell beleuchtet war.

Er dachte mit aller Kraft seines Willens nicht an die Geliebte, sondern an seinen von Gefahren umringten König, das war sein Vorsatz gewesen, bevor er den Arzt des Grafen von Artois gesprochen; seit-

dem hatte er ein paarmal geschwankt, aber das politische Werk, dem er sich gewidmet, hatte doch endlich den Sieg über die Liebe davongetragen. Er wollte sehn, ob sich die Geheimkräfte nicht für die Politik nutzbar machen ließen.

Die Trüglichkeit dieser Dinge kannte er nicht.

Und wie er nun die Gedanken fest auf den König, die Blicke fest auf die blanke Scheibe gerichtet hielt, da fühlte er plötzlich, wie ein kalter Hauch seinen Nacken berührte, zugleich aber sah er auch sich etwas bewegen in dem Spiegel, er erkannte, daß es ein Vorhang war, ein rother Vorhang, dessen Falten wie von einem leisen Windzuge bewegt, hin und her wehten, er fühlte diesen Zug, er blies eiskalt um seinen Nacken.

Da ging der Vorhang in der Mitte auseinander und ließ ihm, wie in weiter, weiter Ferne, eine Landschaft sehn; im Anfang war Alles undeutlich, bald aber traten Gestalten in schärferen Umrissen hervor.

Er sah einen Wagen, umringt von einer tobenden Volksmenge, er konnte in den Wagen blicken, er sah darin den König und die Königin, beide bleich und traurig, aber in dem Einen der Gegenübersitzen-

den erkannte er den Deputirten Barnave und dieser hielt den kleinen Dauphin auf seinen Knieen. Er sah, wie die Königin die Hände ausstreckte, sie wollte Jemanden schützen, umsonst; die Menge hatte einen Mann niedergeschlagen, er sah, wie man ihm den Kopf abschnitt und denselben auf eine Pike steckte, das Angesicht war ihm zugewandt, es war das seines Freundes des Alleurs.

Da schlug der Vorhang zusammen.

„Der Köuig flüchtet und wird gefangen, des Alleurs fällt für den König!" dachte der Ritter und fühlte Schweißtropfen auf seiner Stirn.

Wieder fühlte er den eisigen Hauch und der Vorhang ging auseinander.

Das war der Saal der Marschälle im Tuillerienschloß, da stand der König und hatte eine rothe Mütze auf, eine bewaffnete Volksmenge füllte den Saal.

Der Vorhang fiel zusammen.

„Der Pöbel in den Tuillerien!" seufzte der muthige Royalist.

Ihn beschäftigte nicht mehr das, was geschah, sondern lediglich das, was er sah, das Schicksal seines Königs.

Und zum dritten Mal wich der Vorhang.

Das war der Tempelthurm; unten eine wüthende Volksmasse, ein riesiger Kerl trug einen abgehaunen Kopf auf einer Pike, oh! der Ritter kannte dieses schöne, edle Antlitz, er kannte die langen fliegenden Locken, das war das Haupt der Prinzessin von Lamballe, der Freundin der Königin! Und oben tritt die Königin an's Fenster mit dem König, sie sinkt ohnmächtig in die Arme des Königs, man hat ihr das Haupt der gemordeten Freundin gezeigt.

„Der König, die Königin gefangen!" stöhnte der junge Edelmann, als der Vorhang zufiel.

Und als er wieder aufging, da schauderte er in der Eiseskälte, die ihn umwehte, aber was sein Auge sah, das begriff er nicht; es war ein roth angestrichenes Gerüst mit zwei hohen Pfosten, und rings herum die Nationalgarde von Paris. Er sah einen Mann mit gebundenen Händen, der Mann, es war der König, es war sein König, und der Mann sank nieder und ein Blitz schoß zwischen den beiden Pfosten herab und trennte das Haupt des Königs vom Rumpfe.

Der Ritter sah nichts mehr, dicke Thränen umflorten seinen Blick, der Vorhang war zusammenge-

fallen; er hatte keinen rechten Begriff von dem, was geschehn war, denn er hatte noch keine Guillotine gesehn, er wußte nur, daß die Revolution seinem Könige das Haupt abgeschlagen.

Er saß eine Weile wie in einer Ohnmacht, dann fuhr er plötzlich auf, er kämpfte die Schwäche nieder und richtete den Blick wieder fest auf den Spiegel, es lag ein triumphirender Zug um die fest geschlossenen Lippen, die Stirn war in stolze Falten zusammengezogen.

Im Windeszuge wehten die Falten des Vorhangs wieder und öffneten sich langsam.

Einer kleinen Kapelle innerer Raum, vor dem Altar stand der Priester, er wand die Stola um die Hände eines Paares, dessen Gesichter der Ritter nicht sehn konnte, von der ansehnlichen Versammlung kannte er Niemanden, doch da stand der Leibarzt des Grafen von Artois, der Baron von Latable de Saint-Jean mit dem Ludwigs-Kreuz und dem weißen achtspitzigen Johanniterkreuz auf der Brust, in der Gala-Uniform. Das Paar wendet sich, er blickt in sein eignes Angesicht, er ist es selbst, an seinem Arm Athenais.

Der Vorhang schließt and öffnet sich wieder.

Eine junge Frau, es ist Athenais, sitzt schlafend auf einem Stuhl, oh! wie schön sie ist! Aber was ist das? Er sieht wieder sich selbst! Er steht wie drohend vor der Schlafenden — er hat das Bild schon einmal gesehn, ha! er spricht mit der schlafenden Geliebten, wie der Major vorher mit der schlafenden Frau sprach.

Der Triumph ist aus den Zügen des jungen Mannes geschwunden, grausig verzerrt ist sein Antlitz, aber unverwandt stiert er auf den Vorhang und er öffnet sich langsam.

Abermals sieht er das häßliche rothe Gerüst mit dem hohen Doppelpfosten, er sieht Gestalten aufsteigen, niedertauchen, dann blitzt es nieder, der Kopf fällt, das Blut spritzt und heulendes Gesindel tobt um das Gerüst; ganz mechanisch zählt der Ritter leise die fallenden Köpfe.

Und als er zwölf gezählt, da taucht eine dreizehnte Gestalt auf, ein junges Weib und das wendet sich und blickt ihn traurig und kummervoll an, oh! so unendlich traurig und kummervoll! so unsäglich wehmüthig! es ist Athenais, seine geliebte Athenais! Ihr Blick trifft ihn in die Seele, er raubt ihm Odem und Besinnung, er sieht nicht mehr, aber

er weiß noch, daß die Gestalt jetzt niedertaucht, wie die Andern vor ihr, er sieht das liebe edle Haupt fallen, er sieht das Blut spritzen — er sieht Alles und sieht doch nichts.

Dieses Mal saß der Ritter von Beaune lange, bevor er seine Besinnung völlig wieder fand.

Als er sich besann, wo er war, als er sich entsann, was er gesehn, fühlte er sich von Fieberfrost geschüttelt, eisige Schauer durchrieselten sein Gebein, er erhob sich mühsam und that einige Schritte.

„Es ist die Hölle mit ihrem Trug!“ stammelte er, seine Zähne klapperten und er erschrak vor seiner eignen Stimme.

Er raffte sich mit Gewalt zusammen und ging mit raschen Schritten auf und ab in dem Gemach; die Bewegung that ihm gut und die Schrecken fielen ab von ihm; er blickte nach dem Spiegel und — nein, noch war die Erinnerung zu gewaltig, aber er sagte sich selbst, daß in ihm schon wieder sich die Gier regte, mehr zu schauen, weiter, weiter!

Plus et ultra!

Da fiel plötzlich der Spiegel klirrend nieder.

Der Ritter fuhr zusammen, dann schlug er eine helle Lache auf.

„Was ist geschehn, mein Herr Vetter?“ fragte der Major, mit einer Kerze in der Hand eintretend.

„Oh nichts,“ entgegnete der Ritter höhnisch, „der Nagel hat sich gelöst und die ganze Hexerei liegt am Boden!“

Der Major nahm den Spiegel auf, die Stahlplatte war mitten durchgesprungen.

Da trat der Ritter zu ihm, legte ihm seine Hand schwer auf die Schulter und sprach mit starker Stimme: „Ein Betrüger seid Ihr nicht, Mann, aber ein Betrogener, der Teufel betrügt Euch, dieser Spuk führt Euch in die Hölle, mich in die Kirche!“

Er wendete sich ab und ging ohne Gruß hinaus.

„In die Kirche, ja,“ sagte der Major finster, „in die Kirche zur Trauung, und dann zu mir zurück, ein kleiner Umweg, weiter nichts!“

Fünftes Capitel.

Auf dem krummen Horn.

Seit dem Tage von Fehrbellin zeigt sich in dem Volke der Brandenburgischen Marken eine Besonderheit, die wahrscheinlich schon im Mittelalter in ihm gelegen, die aber seit dem Ausgange der herrlichen Askanischen Dynastie nicht zum Vorschein gekommen war, nicht zum Vorschein kommen konnte. Wir meinen jenes zähe Gefühl der Zusammengehörigkeit von Fürst und Volk, welches sich bei keinem andern deutschen Stamme in dieser Stärke bald schlicht und nüchtern, bald keck und schwungvoll kundgiebt.

Ohne Zweifel hat die Reihe von Herrschern, von denen Jeder in seiner Weise ausgezeichnet genannt werden darf, nicht wenig zu einer kräftigen Entwickelung dieses Gefühls, das so gewaltig auf das Wachsthum des Staates wirken mußte, beigetragen, es mußten aber doch die Bedingungen, aus denen

dieses Gefühl entwickelt werden konnte, in dem Volke vorhanden sein.

Wir glauben, daß es eben die Mischung deutscher und slavischer Elemente im Volke der Brandenburgischen Marken ist, welche die Bedingungen enthält, aus denen dieses fruchtbare Gefühl hervorgehen kann.

Erst seit dem großen Churfürsten wurden sich die Märker dieses Gefühls der Zusammengehörigkeit mit dem Landesherrn bewußt, erst von da an gab es bei uns diese eigenthümliche stolze Vaterlandsliebe, die uns von andern deutschen Stämmen so oft verdacht worden ist, die uns auch heute noch nicht ganz verziehen ist, obgleich sie es ist, die erst Preußen und dann Deutschland groß gemacht hat.

Mit dem großen Friedrich und seinen Thaten entfaltete sich dieses Gefühl in seiner vollen Stärke, es ging weit über die Grenzen Brandenburgs hinaus, kein einzelner Stamm, ein ganzes Volk sammelte sich bewundernd um seinen König, jeder Einzelne betrachtete sich als Theilhaber um den Ruhm des ersten Staatsmannes, Helden und Feldherren Europa's.

Der König vollbrachte mit seinem Volke Wunder

der Tapferkeit und Ausdauer, die Welt staunte — der Preußische Staat wurde ein Musterstaat und es war ein Ruhm, dem Preußischen Volke anzugehören.

Als dieser gewaltige König gestorben war, da durfte freilich Niemand hoffen, daß er ganz ersetzt werden könne, aber man durfte es auch nicht erwarten; das war das Unrecht, mit welchem man dem Nachfolger Friedrichs II. entgegen kam bei seiner Thronbesteigung, das Unrecht, mit welchem man noch heute ihn beurtheilt; man verlangte von ihm, er solle Friedrich den Großen ganz ersetzen, ja, Einige wollten, er solle den „Unvergleichlichen" übertreffen.

Friedrich Wilhelm II. war von Königlicher Gestalt, einnehmenden Wesens, ritterlicher Gesinnung, dabei wohlwollend und menschenfreundlich, wie es selten ein Fürst war; er hatte den Kriegsdienst unter seinem großen Oheim gelernt und dessen Anerkennung gewonnen, er war zu diplomatischen Geschäften geschickt und es fehlte ihm weder Fleiß noch Eifer — was ihm fehlte, war nur Eins — der weltherrschende Genius seines Vorgängers.

Die Fehler, die ihm sonst noch anhingen, seine starke Neigung zu den Frauen, die man ihm noch heut mit übertriebener Sittenstrenge oft auch in einer

übel verhüllten Heuchelei zum Vorwurf macht, sollen nicht verhehlt werden, sie kommen aber zum Theil wenigstens auf Rechnung der gelockerten Sitte seiner Zeit.

Jedenfalls hat König Friedrich Wilhelm II. die Schöpfung Friedrichs des Großen, äußerlich wenigstens, nicht nur in ihrem vollen Umfange aufrecht erhalten, sondern sie noch ansehnlich vergrößert.

Wer das aber für eine Kleinigkeit hält, der zeigt nur seine Unwissenheit.

Daß der Staat Friedrichs innerlich seine Spannkraft verlor, ist freilich nicht zu leugnen, um aber die französische Revolution in ihren Rückwirkungen in socialer und politischer Beziehung zu überwinden, dazu hätte es eines andern Friedrich bedurft.

Wer hat denn die Revolution überwunden?

Noch Niemand, wir kämpfen noch heut mit ihren Folgen; ist es nun nicht thöricht, daß man von Friedrich Wilhelm II. tadelt, daß er's nicht vermocht?

Er hat Fehler gemacht, wer macht sie nicht? Aber er hat den Kampf gegen die Revolution ritterlich aufgenommen, bis er begriff, daß dieselbe nicht auf dem Schlachtfelde zu überwinden sei; bis er den

Feind in seinem eigenen Lager sah und erkannte, daß neue Ideen, berechtigte und unberechtigte, in seinem Volke, um seinen Thron selbst immer lauter sich geltend machten.

Es kündigte sich eine neue Zeit an, die Meinungen flutheten hin und her, die Ueberzeugungen schwankten, die alten Formen wurden so lästig und drückend, daß die Befreiung von aller Form Wunsch und oft auch Ziel ward, auf allen Gebieten des Lebens gerieth das Alte mit dem Neuen in einen offenen oder stillen Krieg. Das Neue war vielfach nicht ganz unberechtigt, das Alte vielfach nicht mehr ganz berechtigt, daraus entstand eine Verwirrung und eine Unklarheit, die für jedes andere Volk als das Preußische zum hellen Verderben, zum Untergang ausschlagen mußte, die Preußen freilich auch zu einer Katastrophe führte, aber zu einer Katastrophe, wchele in sich schon die Verheißung des künftigen Sieges hatte.

In keinem Volke gährte es so chaotisch durcheinander, wie in dem Preußischen, in welches der große Friedrich schon die Keime einer Neugestaltung gelegt, kein Volk stand den Ideen der französischen Revolution in gutem wie in bösem Sinne so nahe

wie das Preußische und dennoch bestand daneben jenes oben erwähnte Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Herrscherhause in alter Stärke fort.

Das schließt die Untreue Einzelner, den Abfall Vieler, die Verderbniß ganzer Klassen nicht aus, im Ganzen aber hielt das Preußische Volk mit einer Zähigkeit an seinem Herrscherhause fest, die sich geradezu naiv neben den revolutionairen Ideen ausnimmt, die dabei im Schwange gingen.

Das ist der Punkt in der Preußischen Geschichte, den die Fremden niemals begreifen werden, man muß eben selbst Preuße sein, um das begreifen zu können; hier ist die Klippe, wo schon mancher unpreußische Calcul, noch in neuester Zeit, gescheitert ist.

Man kann uns Preußen, wir sind nicht besser als Andere, fortreißen zu Unruhen, zu Aufständen, wer es aber versucht hat, uns zu einer Revolution gegen unser Königshaus zu treiben, der hat sich noch allemal arg verrechnet.

In den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms II. war die große Masse des Volkes noch ganz in dem Friedericianischen Gehorsam fest, die neuen Ideen bewegten nur die gebildetere Klasse der Gesellschaft, aber hier führten sie schon zu den allerselt-

samsten Erscheinungen, es gab bei uns damals eifrige Republikaner, welche sich nicht allein für die festesten Anhänger des Königshauses hielten, sondern es in der That auch waren.

Es setzt das freilich eine große politische Unklarheit voraus und die soll auch nicht bestritten werden, aber es lag in dieser Unklarheit etwas specifisch Preußisches, was darauf hindeutete, daß Preußen in einer gegebenen Zeit diese Gegensätze in sich verarbeiten werde; grade in dieser Unklarheit lag die Verheißung einer künftigen Verbindung des starken Königlichen Regiments mit der Blüthe bürgerlicher Freiheit.

Ein sehr royalistisch gesinnter französischer Prediger konnte zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Berlin in einem öffentlichen Wohlthätigkeits-Concert die Marseillaise unter rauschendem Beifall vorsingen — und mehr als dreißig Jahre später konnte König Friedrich Wilhelm III. dem General Grafen Nostitz, der ihm über die schon zwei Tage dauernden Unruhen in Berlin Bericht erstatten wollte, ganz ruhig sagen: Was geht das mich an?

Der Marseillaise-Sänger blieb ein treuer Unterthan und der König fuhr in seiner schlichten Droschke

durch die tumultuirenden Volkshaufen und diese zogen die Mützen ehrerbietig vor ihrem König.

Die Marseillaise war eben so wenig gegen den König gerichtet, wie der Tumult.

Umsonst hat eine Partei den Bewegungen des Jahres 1848 eine Richtung gegen das Königthum zu geben versucht — umsonst hat das Ausland die Unzufriedenheit des Jahres 1866 für sich auszubeuten gesucht.

Das Preußische Königthum ist eben etwas Besonderes für sich, man muß Preuße sein, oder werden, um das zu begreifen.

Es war ein sonniger Spätherbsttag im Jahre 1795.

Auf dem krummen Horn, einer Landzunge, die sich mit leichter Beugung, aber spitz in die Spree streckt, herrscht eine gewisse Aufregung, welche Jedem, der die sonst an diesem anmuthigen Platz herrschende Stille kannte, auffallen mußte.

Das krumme Horn war der Ausläufer eines unbedeutenden Höhenzugs, der aber von allen Seiten ziemlich steil in die Spree abfiel und an der äußersten Spitze grade am höchsten war.

Auf dieser äußersten und höchsten Spitze stand ein kleines, schlichtes Häuschen, eine Art Pavillon,

mit hellen Fenstern, aus denen man einen sehr anmuthigen Blick auf den Strom mit größern und kleinern Inseln und Halbinseln, die alle gut mit Holz bestanden waren, hatte.

In der Vertiefung hinter diesem Hügel, dem Lande nicht fern, lag ein ganz anständiges Wohnhaus mit etlichen Ställen und sonstigen Nebengebäuden, und von diesem Wohnhaus lief eine schnurgrade, sehr gut gehaltene Allee von Pappeln nach dem Anfang des krummen Horns hin, wo dieselbe durch ein Gitterthor, von welchem rechts und links keine Häuser standen, geschlossen war.

Links von der Allee war eine Wiese, rechts dichtes Nadelholz, das überhaupt die ganze Oberfläche des krummen Horns, bedeckte, mit Ausnahme der Platte an der Spitze, wo der Pavillon lag, des Platzes in der Vertiefung, wo das Wohnhaus von Garten und Hof umschlossen war, und der schon erwähnten Wiese.

Das krumme Horn war ein sehr anmuthiger Platz, aber völlig einsam.

Die nächste menschliche Wohnung lag etwa tausend Schritt weiter aufwärts am Strom, eine ärmliche Schenke für die Schiffer, das nächste Dorf

war über eine Stunde, die nächste Stadt zwei Meilen entfernt.

Das krumme Horn war ehedem nur im Sommer bewohnt worden, ein reicher Holländer, der diesen in Berlin zubrachte, hatte es an sich gekauft, die Gebäude und den Garten angelegt, es überhaupt so eingerichtet, wie es eben war. Er hatte dort einen Sommer gewohnt und war im Winter darauf in Berlin gestorben. Mehrere Jahre war das Horn verwaist, denn es hielt sehr schwer, einen Käufer für eine Besitzung zu finden, welche gar nichts einbrachte und so weit gelegen war.

Endlich im Jahre 1794 war die Besitzung verkauft worden, es erschien ein Bevollmächtigter, welcher die Gebäude wiederherstellte, das Mobiliar ergänzte, einiges Vieh kaufte und eine Tagelöhner-Familie in der Nachbarschaft auftrieb, welche gegen freie Wohnung und reichliche Nutznießungen, auch ein kleines Geldlohn, die Besorgung des Gartens und einiger kleiner Ufergrundstücke übernahm.

Diese Familie wohnte in den beiden Thorhäusern am Ende der Allee und versah mit Hülfe von zwei starken und häßlichen Hunden Wärterdienste an dem immer geschlossenen Gitter.

Wenige Wochen nach diesen Einrichtungen war der neue Besitzer des krummen Horns in sein Besitzthum eingetreten, er war in einer Postkutsche mit vier Pferden angekommen, mehrere Packwagen hinterher.

Im Laufe der Wochen erfuhr man denn nach und nach, daß eine französische Emigrantenfamilie auf dem krummen Horn wohne, welche aus dem Herrn Baron und der Frau Baronin, seiner Mutter, bestehe, daß die Dienerschaft, eine französische Kammerfrau und ein deutscher Diener, das krumme Horn so wenig verlasse, als die Herrschaft und daß dort kein Besuch empfangen werde.

Nur der Herr Landrath von Lindebreck auf Rabenwalde reite alle drei oder vier Wochen ein Mal hinüber und speise dort zu Mittag.

Sehr hoch ging es übrigens dort nicht her, denn ein vom Landrath vorgeschlagener Commissionair besorge Alles, was auf dem krummen Horn gebraucht werde, in dem nächsten Städtchen und das sei eben nicht viel.

Man sprach eine Weile von den Franzosen auf dem krummen Horn, suchte auch durch gelegentliche Befragung der erwähnten Tagelöhner-Familie und

des Commissionairs etwas Näheres zu erfahren, das Gerede aber schlief aus Mangel an Nahrung bald ein.

Den alten Landrath von Lindebreck auf Rabenwalde fragte Niemand, denn Jeder wußte, daß es dieser ernsthafte alte Herr, der für das Muster eines Preußischen Landraths galt, seit dem Tode seiner Gemahlin und seiner Söhne, nicht liebte, gefragt zu werden und unbequemen Fragern Antworten zu ertheilen pflegte, welche einen höchst unangenehmen Beigeschmack hatten.

Die französische Emigrantenfamilie blieb auch den Winter über auf dem krummen Horn, und als sie über Jahr und Tag dort gewohnt hatte, wußten die Leute nicht mehr von ihr als am ersten Tage, aber es gedachte auch kaum noch Jemand derselben.

An dem sonnigen Herbstmorgen im Jahre 1795 nun schien die Stille und Zurückgezogenheit, die so lange auf dem krummen Horn geherrscht, eine Unterbrechung zu erleiden. Frühe schon war ein bepackter Wagen angekommen und eine Stunde später etwa sah man den Herrn Baron, einen noch nicht alten, aber sichtlich leidenden Mann, am Arme seiner Frau Mutter, einer kleinen, noch immer behenden und hüb-

schen alten Dame mit sanften klugen Augen, durch die Pappel-Allee nach dem Gitterthore herabkommen, was das höchste Erstaunen bei allen Mitgliedern der Tagelöhnerfamilie erregte, weil es eben noch nie geschehen war.

Die Herrschaften gingen sonst immer nur nach dem Pavillon an der Spitze des Horns, wo sie, namentlich im Sommer, stundenlang verweilten.

Der Herr Baron trug einen alten grünen Sammetrock mit verblichener Stickerei, eine Fuchsfellmütze und hohe Stiefeln, stützte sich aber schwer auf seinen Stock, man sah, daß ihn der Weg, so kurz er war, anstrengte; die alte Dame war sehr stattlich in einer weiten Robe von schwarzem Sammet, einer Toque ebenfalls von schwarzem Sammet, um welche ein schwarzes Spitzentuch geschlungen, das unter dem Kinn leicht geknüpft war. Die Hände waren mit schwarzen Handschuhen bekleidet und es war nichts Helles an der ganzen Erscheinung als das kleine, weiße Gesichtchen, welches noch immer hübsch genannt werden konnte.

„Ich kann Dir nicht sagen, lieber Baron," sagte die alte Dame, mit ihren Füßchen das raschelnde Herbstlaub vor sich herstoßend, „wie ich

mich freue, unsern Beaune endlich wieder zu sehen."

„Der Ritter ist immer Dein Liebling gewesen, liebe kleine Mutter Susanne!"

Eine Art von wehmüthigem Spott erschien für einen Moment auf dem verfallenen und krankhaft starren Gesicht des Mannes.

„Als wenn Ihr, Du und Barlaiemont, nicht auch den Ritter am meisten geliebt hättet!"

Die alte kleine Dame warf das Köpfchen in den Nacken.

„Nach Dir, nach Dir, liebe kleine Mutter!"

Die Dame blickte ihren Sohn, der diese Worte mit großem Nachdruck sprach, zärtlich an, dann murrte sie, ihre Hand aus der Tasche ziehend: „Den Rosenkranz hat mir die Thörin in die Tasche gesteckt, die Dose aber vergessen, als wenn ich den Rosenkranz nöthig hätte hier, als wenn eine Mutter den Rosenkranz brauchte, um Gott zu danken an dem Tage, wo sie seit fünf Jahren zum ersten Male wieder ihre Söhne alle drei bei sich sieht, die Thörin!"

Der Baron bot seiner Mutter seine Dose an.

„Beaune war immer der hübscheste von meinen Söhnen, er war eine Schönheit, so weit das ein

Cavalier sein kann, er war noch schöner als der selige Baron, Euer Vater!"

Die Baronin plauderte hörbar und nahm dazu gar zierlich den Tabak.

„Liebe kleine Mutter Susanne," unterbrach sie der Baron fast ängstlich, „vergiß doch nicht, was ich Dir so oft gesagt habe, mein Bruder ist nicht mehr der schöne, junge Mann, der von Dir vor fünf Jahren in unserm lieben Schwanenschloß Abschied nahm."

„Pah!" versetzte die kleine Susanne spöttisch, „ich kann mir den Ritter gar nicht anders denken, denn als schönen Mann!"

„Ich sage Dir, daß ihn ein Säbelhieb sehr entstellt hat."

„Narben entstellen keinen Mann!" beharrte die Dame eigensinnig.

„Du gehst einer schweren Täuschung entgegen, meine kleine Mutter Susanne, wenn Du nicht auf mich hörst." Der Baron bat fast rührend: „Hör' doch, kleine Mutter, als ich den Ritter vor zwei Jahren zum letzten Male sah, war an ihm keine Spur mehr von der ehemaligen Schönheit!"

„Da war er kaum hergestellt, lieber Baron, er hat sich seitdem erholt und Du wirst sehen, daß er

ein schöner Mann ist!" Die alte Dame beharrte hartnäckig auf ihrer Meinung.

Der Baron seufzte; in seiner zärtlichen Liebe zu der Mutter hätte er dieselbe so gern vor einer unangenehmen Ueberraschung behütet, aber sie wollte es ja nicht.

So waren die Beiden denn bis an das Gitter gekommen; hier blieben sie stehen und blickten aufmerksam den sandigen Weg hinauf, der sich in einiger Entfernung um eine Waldecke schlug. Der Baron zeigte der Mutter diese Ecke und sagte ihr, daß sie dort den Wagen zuerst sehen werde. Nicht einen Augenblick wendete die Dame ihren spähenden Blick von der bezeichneten Stelle ab.

Sie standen aber nicht allein dort, die ganze Tagelöhnerfamilie, zehn Köpfe und zwei Hunde stark, war am Gitter versammelt und die Augen der jüngern Kinder namentlich bewachten jede Bewegung der alten Dame, welche ihnen ein höheres Wesen schien; es verging auch keine Woche, in welcher nicht Eins oder das Andere der Kinder von der Baronin beschenkt wurde. Die kleine Susanne war fast immer freundlich zu den Kindern und sprach mit ihnen sehr munter, obwohl sie nicht zwanzig deutsche

Worte sprechen konnte und kaum einige mehr verstand.

Aber eine Frau, die selbst Mutter ist, weiß sich mit Kindern immer zu verständigen.

Heute aber hatte die Frau Baronin kein Auge für die Kinder, sie sah nur die Waldecke, hinter welcher ihre Söhne hervorkommen sollten.

Und sie kamen wirklich.

Ein leichter offener Wagen rollte auf dem Sandwege heran.

Die Emigrantin faltete ihre kleinen Hände; sie hatte recht, sie bedurfte des Rosenkranzes nicht zu ihrem Dankgebet.

Der leichte Wagen kam näher, die Mutter streckte ihre Arme aus und der Wagen hielt noch nicht, als ein Mann herausgesprungen war und ein Sohn in den Armen der Mutter lag.

Die kleine Susanne weinte heiße Thränen, sie flossen über das Antlitz des Sohnes, der die Mutter umschlungen hielt und sie fest an sein Herz preßte.

Aus den Armen des einen Sohnes ging die glückliche Mutter, denn glücklich war sie in dieser Stunde, in die des Andern über. Der Ritter von Beaune hatte nichts gesagt, seine Umarmung war

stumm gewesen, der Abbé von Barlaiemont aber schwatzte heiter: „Hab' ich Dich endlich wieder, meine kleine Mutter Susanne, ich habe Dich ja auch über Jahr und Tag nicht gesehen, oh! und ich habe mich so nach Dir gesehnt, kleine Mutter Susanne!“

„Ei, wie häßlich der Ritter geworden ist,“ flüsterte, nachdem der erste Sturm vorüber war, die alte Dame dem Baron zu, „aber wir dürfen ihm nichts merken lassen!“

„Gieb mir Deinen Arm, mein Sohn Beaune!“ sprach sie laut, „Du bist recht männlich geworden, die Narbe steht Dir nicht übel, Ritter. Kommt herein, Kinder, kommt!“

Der Ritter führte seine Mutter am linken, an seinen rechten Arm hängte sich der Baron, während der Abbé den andern Arm seiner Mutter ergriff.

So schritten sie selbvier dahin dicht neben einander; die glückliche Mutter plauderte selig, der Abbé warf zuweilen ein Wort hinein, der Baron und der Ritter schwiegen.

Die alte Dame hatte recht, der Ritter war wirklich entsetzlich entstellt; ein Säbelhieb hatte ihn im Jahre 1792 schwer getroffen, er hatte ihn bei der Vertheidigung seines Königs in den Tuillerien em-

pfangen, eine breite rothe Narbe lief vom rechten Auge herab schräg über das ganze Gesicht und machte es fast formlos. Bleich und hager, die Nase scharf zugespitzt, die dunkeln Augen in tiefen Höhlen unheimlich funkelnd.

Nur die hohe, schlanke, männlich schöne Gestalt mit den breiten Schultern, mit den kleinen, nervigen Händen und der imponirenden Haltung hatte sich der Ritter erhalten; selbst die ganz unscheinbare Kleidung verbarg den vornehmen Herrn nicht.

Der Abbé von Barlaiemont hatte sich dagegen gar nicht verändert, es war noch immer die behäbige Gestalt, die bequeme Haltung, das glatte glaue Gesicht mit den klugen blauen Augen und dem spöttischen Zug um die sinnlichen Lippen. Der lange braune Ueberrock gab seiner Erscheinung etwas bürgerlich Einfaches, was ihm nicht übel ließ.

Die Vier traten in das Haus, wo in einem Zimmer zu ebener Erde der Frühstückstisch gedeckt war, einfach, aber sauber, und inmitten der Tafel standen die letzten bunten Herbstblumen in einer Vase und das ganze Zimmer war vom hellsten Herbstsonnenlicht überströmt.

„Seid mir willkommen im Schwanenschloß!“ sprach der Baron.

Er wollte scherzen, der arme Mann, aber die Erinnerung war zu mächtig, ihm schossen die hellen Thränen über das Gesicht.

„Wo gute Franzosen sind, da ist auch Frankreich, wo ächte Fauvels eigen Land unter den Füßen haben, da ist das Schwanenschloß!“ sagte der Ritter laut und reichte seinem Bruder die Hand.

„Ja, wir sind im Schwanenschloß!“ rief die kleine Susanne lebhaft, „wo wir sind, da ist das Schwanenschloß. Niemand kann es uns nehmen, ich will Euch nach dem Frühstück nach dem Königsthurm führen und will Euch den Concalsee zeigen; es fehlt nichts, meine Söhne, die Menschen haben uns Alles genommen, aber der gute Gott hat uns Alles gelassen!“

Damit trat die kleine Susanne hinter ihren Stuhl, sagte hastig ihr Gebet, wie ihre Art war, und setzte sich dann nieder; die freundlichen Augen aber lächelten in dem kleinen weißen Gesichtchen, als sie jedem der ihr zur Seite sitzenden Söhne eine Hand reichte und dem Baron gegenüber freundlich zunickte.

Da öffnete sich die Thür und die Kammerfrau der Baronin setzte eine Schüssel auf die Tafel.

„Nun, ist's nicht ganz wie im Schwanenschloß?" rief die kleine Susanne heiter, „ist das nicht Marion, die Tochter des langen Augustin Magnan, der Marion Bertin zum Weibe nahm?"

Der Ritter begrüßte mit sichtlicher Rührung die einzige Tochter der so zahlreichen Hintersassenschaft der Baronie Fauvel, welche bei ihrer Herrschaft ausgehalten und ihr in's Exil gefolgt war.

Sie waren abwechselnd heiter und ernst bei dem ersten Mahl, bei welchem die Mutter wieder vereinigt war mit ihren drei Söhnen, seit sie sich getrennt im Schwanenschloß vor fünf Jahren. Heiter, denn sie freuten sich des Wiedersehns, weil sie sich liebten, ernst, denn es lag hinter Allen eine schwere Vergangenheit, und vor ihnen eine Zukunft, die vielleicht noch schwerer war.

Sie hatten Alles verloren, ihren König und ihr Vaterland, ihren Rang und Stand, ihr Vermögen und ihr Erbgut.

Der Baron und der Abbé hatten mit Hilfe des Landraths von Lindebreck das krumme Horn um eine ganz geringe Summe erkauft, daneben waren sie noch

im Besitz eines kleinen Kapitals, dessen Zinsen gerade hinreichten, der geliebten Mutter das Leben, in tiefster Einsamkeit freilich, aber doch so zu gestalten, daß ihr der Vergleich zwischen Sonst und Jetzt nicht gar zu schwer fiel, daß ihr doch noch ein Schimmer blieb von dem ehemaligen Glanz der sehr edeln und sehr mächtigen Barone, die einst vom Schwanenschloß aus über so viele reiche Herrschaften geboten.

Die kleine Susanne ließ ihre Söhne gewähren, sie erkannte die kindliche Liebe, die in dem Verfahren lag, sie ließ sich gefallen was ihr freilich auch angenehm war, was ihr aber zugleich auch die Mittel bot, den Söhnen eins zu erhalten, die Familie.

„Sie haben kein Vaterland und kein Erbgut mehr,“ sagte sie zu sich selbst, „sie sollen wenigstens das Haus ihrer Mutter haben, wo sie sich zusammenfinden, wo sie die Familie wiederfinden können, wo sich ihre Gedanken begegnen, wenn sie getrennt sind, ein Haus, das ihnen gemeinsam gehört, eigene Räume, in denen sie der Hauch, der warme, erquickliche Hauch der Familie umweht. Das Schwanenschloß ist niedergebrannt, aber der Geist des Schwanenschlosses hat sich heimisch in dem kleinen Hause gemacht; so lange die armen Kinder ihre kleine Mutter

Susanne haben, so lange sollen sie auch eine Heimath bei ihr finden."

In diesem Sinne hatte die treue Mutter den Ankauf des krummen Horns gutgeheißen und sich aus dem Erlös ihrer letzten Juwelen eine kleine Rente gesichert.

Es zeigte sich bald, wie weise sie daran gethan, denn nur so war es möglich, daß sie mit ihrem ältesten Sohne, dem Baron, zusammenleben konnte; der hatte Kriegsdienste nehmen wollen, es fehlte ihm auch nicht an Fürsprache, aber es zeigte sich bald, daß seine Kräfte durch die Anstrengungen, denen er sich im Dienste seines unglücklichen Königs unterzogen, völlig erschöpft, daß er siech und leidend war.

Anfänglich hatte der Abbé mit seiner Mutter das krumme Horn bewohnen sollen, ihm war die Abgeschiedenheit keine Last, er konnte lesen und schreiben, studiren und sich geistig beschäftigen, es war für ihn ein schweres Opfer, er brachte es auch nur nach hartem Kämpfen mit sich selbst, aber er brachte es doch, und begab sich nach Berlin, um dort seinen Unterhalt als Sprachlehrer zu verdienen.

Wer diesen geistlichen Epikuräer in frühern Tagen gekannt, der hielt das für unmöglich. Der Abbé

aber war durch eine harte Schule gelaufen in den letzten Jahren und hatte viel gelernt darin; und wenn er nur mehr zu vergessen vermocht hätte, so wäre es ihm nicht so bitter angekommen, für ein geringes Geld französischen Unterricht zu ertheilen. Wie gern wäre er bei der Mutter auf dem krummen Horn geblieben, aber er überzeugte sich, daß es nicht möglich sein würde, auch nur einen einigermaßen anständigen Haushalt zu führen, wenn beide Brüder bei der Mutter blieben. Und so hatte er sich denn nach Berlin gewendet.

Der Baron hatte keine Ahnung von dem Opfer, welches der Abbé brachte, er trat schweren Herzens in die Einsamkeit ein, aber er fühlte sich eigentlich doch nicht unglücklich; hatte er Alles verloren, so war er doch bei seiner geliebten Mutter und er fand einen Trost darin, ihr das Leben zu erleichtern dadurch, daß er sich nach und nach immer mehr Entbehrungen und Entsagungen auferlegte, angeblich um seiner Gesundheit willen. Damit gelang es ihm wirklich die sonst so scharfblickende kleine Susanne zu täuschen, denn es stand in der That viel übler mit seiner Gesundheit, als sie geglaubt hatte, wenngleich er an keiner eigentlichen Krankheit litt.

Zuerst stieg er nicht mehr zu Pferde; das Reiten bekomme ihm nicht, sagte er; da wurde das Pferd verkauft. Seine beiden schönen Hunde, das Geschenk eines Freundes in Belgien, wurden verkauft, weil ihn ihr Anblick an vergangene Zeiten erinnere und ihn traurig stimme. Bald darauf trank der Baron keinen Wein mehr, er, der sonst ein Held beim Becher gewesen war; freilich wurde die Flasche täglich zu seinem Couvert gestellt, aber nur, weil das der Tisch des Barons forderte, es war ein und dieselbe Flasche, die wochenlang aufgesetzt und wieder bei Seite gestellt wurde. Endlich rauchte der treue Sohn auch nicht mehr, das war das schwerste Opfer, welches er brachte, es drohte ihm eine ernste Krankheit, aber er überwand sich und hörte lächelnd seiner getäuschten Mutter zu, wenn diese über die kranke Brust sprach, die demselben auch das Tabakrauchen nicht gestatte.

Und er war ein leidenschaftlicher Raucher gewesen; er war ein Knabe fast noch im Hause eines Verwandten, der Seemann gewesen, zu dieser Gewohnheit gekommen.

Nur Schnupftabak führte der Baron noch, aber er führte ihn auch nur, weil ein Cavalier damals

eine Dose bei sich tragen mußte, weil er seiner Mutter zuweilen eine Prise anbieten konnte.

Diese Entbehrungen können kleinlich erscheinen, aber es sind eben die kleinen Dinge, deren Mangel am empfindlichsten berührt, und der arme Baron litt nicht wenig dabei, aber als er begriffen, daß es nur auf diese Weise möglich sei, der lieben kleinen Mutter Susanne Haushalt zu erhalten, fand er sich in das Schwerste.

Der deutsche Diener, den seine Mutter schon 1790 bei ihrer Ankunft in Deutschland angenommen, hatte das Leben der Baronin und des Abbé gerettet, sich edelmüthig für seine Herrschaft einer plündernden Rotte republikanischer Soldaten entgegenwerfend; der schon alternde Mann, still, bescheiden und fleißig, konnte nicht entbehrt werden, auch wenn ihn der Baron hätte entlassen wollen, denn er allein im Hause sprach französisch und deutsch. Der wirklich sehr mäßige Mann lebte viel besser als der Baron und dieser war stolz darauf, daß er weniger brauche als sein Diener. Nur wenn der Diener im Hof seine Pfeife rauchte und der Geruch des Tabaks den Baron erreichte, zog sich derselbe mit einigem Unmuth zurück.

Der große Baron vom Schwanenschloß beneidete den Diener um die Pfeife Tabak.

Und Marion zu entlassen, davon konnte gar keine Rede sein, Marion Magnan war ja noch mit vom Schwanenschloß gekommen, sie würde auch gar nicht gegangen sein, wenn man sie auch entlassen hätte.

Nein, es mußte Alles bleiben, wie es war, und der arme Baron war stolz auf das Heldenthum, welches er ganz in der Stille übte, das Heldenthum, von welchem Niemand eine Ahnung hatte.

Nur der Landrath von Lindebreck mochte eine Ahnung davon haben, der alte Mann sah den Baron zuweilen so seltsam an.

Dieser Landrath war eine Art von Verwandter der Familie; seine Gemahlin war eine Fauvel von Rabenwalde gewesen; mit Zustimmung des einzigen Lehnsvetters, des greisen Pastors Renatus von Fauvel, welcher keine Söhne hatte, war Rabenwalde an die Familie Lindebreck übergegangen. Der vereinsamte, kinderlos gewordene Landrath, auch ein Greis schon, nahm sich der französischen Emigranten und der Familie seiner verewigten Gemahlin hilfreich an in alle Wege; er besuchte zuweilen das Haus auf dem krummen Horn und brachte immer ein Stück Wildpret mit.

Der einzige Fauvel, welcher damals noch in Preußen lebte, der letzte Mann jenes blühenden Geschlechtes, welcher von dem Junker Fauvel von Rabiel und der edeln Louise Couronne von Concal stammte, war lange ein berühmter Kanzelredner gewesen, jetzt lebte er hochbetagt und längst emeritirt zu Frankfurt an der Oder.

Von diesem alten reformirten Geistlichen nun hatte der Abbé von Barlaiemont kurz vor seiner Abreise von Berlin einen Brief erhalten, er zog denselben jetzt hervor und bat um Erlaubniß ihn mittheilen zu dürfen.

Der Brief lautete: Mein Herr Vetter! Nachdem mir von meinem Neveu, dem lieben Landrath von Lindebreck auf Rabenwalde vor einiger Zeit mitgetheilt worden ist, daß zwei des Geschlechtes Fauvel mit ihrer Frau Mutter den Gräueln in Frankreich entronnen, hier in diesem Lande, welches Gott segnen möge in alle Zeit! Schutz gesucht, in demselben Lande, da hundert Jahre früher Andere desselben Geschlechts, so Frankreich um des Gewissenswillen geflohen, eine neue Heimath und große Gnade von Gott, dem Herrn, empfangen haben, so habe ich nicht ruhen können und mich getrieben gefühlt, den lieben Na-

mensvettern einen Gruß und herzlichen Willkommen zu senden. Gern wäre ich selbst gekommen, aber des Alters Bürde ruhet schwer auf mir, der ich fast ein Achtziger bin und das treue Weib, das mit mir alt geworden, will mich nicht entlassen; aber ich trage großes Verlangen, mit meinen leiblichen Augen noch Einen aus meinem Geschlecht zu sehen, und da Ihr, mein Herr Vetter, noch ein junger Herr seid, so folgt Ihr vielleicht freundlich der Bitte eines greisen Mannes und laßt's Euch hier in dieser edeln Stadt Frankfurt und in meinem stillen Hause belieben, so wenige oder so viele Tage Ihr mir schenken wollt. Mein lieber Neveu, der von Lindebreck wird Euch mitgetheilt haben, wie ich anitzo der einzige Träger des Namens Fauvel von der Linie Rabiel hier zurückgeblieben — wir waren niemals ein zahlreich Geschlecht und jetzt bin ich allein! Mein lieber seliger Vater war freilich schon ein einziger Sohn, aber wir waren drei Brüder und von allen dreien hat der theure Mann Enkelkinder in seinen Armen gewiegt. Von meinem ältesten Bruder Friedrich ist die Nachkommenschaft erloschen mit dessen einzigen Sohn Renatus, welcher vor seinem Vater als ein lieber freundlicher Jüngling von uns schied, seine Schwestern starben ihm bald

nach. Von meines zweiten Bruders Heinrich zwei Söhnen hat der zweite, Friedrich Heinrich, Rabenwalde besessen; er lebte in einer glücklichen Ehe, obwohl sie nicht von Kindern gesegnet war; die Schwester dieses Fauvel war die selige Gemahlin des Landraths von Lindebreck, den Gott der Herr in seiner unerforschlichen Weisheit mit dem Verlust seiner ganzen Familie heimgesucht hat. Mir selbst hat Gott keine Söhne geschenkt, meine beiden Töchter haben nach Gottes Fügung jung gefreit, beide sind jetzt Großmütter. Der älteste Sohn meines jüngern Bruders Heinrich hat sich nicht vermählt, er war ein Mensch von großen Gaben, aber von einem gefährlichen Streben beseelt, er war Soldat, studirte indessen fleißig und besaß ein reiches Wissen. Als mein lieber Bruder Heinrich starb, ließ mein Neveu seinem jüngern Bruder, dem obengedachten Friedrich Heinrich das Familiengut Rabenwalde, welches Heinrich nach unsres Bruders Friedrich unbeerbtem Eintritt bekommen und entsagte allen Ansprüchen gegen eine Geldsumme. Er erbat sich seinen Abschied und ging nach Italien. Kurz vor seiner Abreise hat mich dieser Neveu noch einmal hier besucht, es mag sechszehn Jahre her sein. Seitdem haben wir etwas Be-

stimmtes nicht mehr von ihm vernommen; eine unsichere Kunde ward uns, daß ein Major von Fauvel vor etlichen Jahren in Paris gewesen sein soll, wir wissen aber nicht, ob das mein Neveu gewesen, vermuthlich ist's eine Verwechselung. Noch habe ich in meinen jungen Jahren, vor länger als einem halben Jahrhundert, einen Vetter Friedrich von Fauvel gekannt, sein Vater war der jüngere Bruder meines Großvaters, unvergeßliche Erinnerungen verknüpfen mich mit diesem Manne, welcher auch der Letzte von uns refugirten Fauvels gewesen, welcher mit der Hauptfamilie in Touraine in Verbindung gestanden. Verzeihet, mein Herr Vetter, daß ich Euch mit der Geschwätzigkeit des Alters von Menschen unterhalte, die Euch von Person Alle unbekannt sind, die aber doch in die Stammes-Gemeinschaft des Hauses Fauvel gehören. Könnte ich dem Herrn Vetter in irgend einer Weise von Nutzen sein, so sollte mich das von Herzen freuen; die jetzt lebenden Gelehrten Berlins gehören freilich einer jüngern Generation an, aber es giebt darunter doch Söhne von heimgegangenen Freunden, die meine Empfehlung achten werden. Ich wage noch einmal meine Bitte um einen freundlichen Besuch meines Herrn Vetters in meinem stillen Hause

zu bitten und verbleibe damit unter Anwünschung göttlichen Segens, mein Herr Vetter, Euer gehorsamer Diener und Vetter Renatus von Fauvel-Rabiel. Frankfurt an der Oder, den 16. September 1795."

„Dieser liebe alte Herr!" sagte die kleine Susanne und nahm den Brief aus ihres Sohnes Hand, „und was er für sein Alter noch gut und fest schreibt!" setzte sie bewundernd hinzu.

„Wie ist mir denn?" fragte der Baron. „Hast Du mir nicht in Paris von einem Preußischen Major von Fauvel gesprochen? Du hast diesen Neveu des alten Herrn gekannt, lieber Beaune?"

„Ich habe diesen Neveu, diesen Major von Fauvel gekannt," erwiederte der Ritter trübe, „er hat mit mir sogar, ich entsinne mich nicht bei welcher Gelegenheit, von dem gelehrten Pastor in Frankfurt gesprochen."

„Da wirst Du durch solche Nachricht große Freude bereiten, mein theurer Ritter!" rief die kleine Susanne lebhaft, „auch unser trefflicher Lindebreck wird Dir danken, der Major ist sein Schwager nicht?"

„Ich werde keine Nachricht geben!" sagte der

Ritter aufblickend, „und ich bitte herzlich, meine theure Mutter und Ihr, meine Brüder, laßt Niemanden wissen, daß ich den Major von Fauvel gekannt habe.“

„Wenn Du es nicht wünschest, Beaune,“ erklärte die kleine Susanne rasch, „so versteht es sich von selbst, daß wir Alle schweigen, aber Du könntest uns immerhin sagen, warum Du daraus ein Geheimniß machen willst!“

„Das will ich,“ versetzte der Ritter ruhig, „ich bin Euch das schuldig; so wißt denn, daß dieser Major von Fauvel bei einer der entsetzlichsten und verhängnißvollsten Intriguen der letzten Zeit betheiligt gewesen. Dieser Major ist allerdings, wie jener alte Pastor schreibt, ein hochbegabter Mensch, ein Genie, ein Naturkundiger von großem Wissen, ein Träger jener dunkeln und geheimen Wissenschaften, mit denen die Betrogenen zugleich die Betrüger, die Betrüger aber auch die Betrogenen sind; es läßt sich das nicht näher erklären, ich will darum kurz sagen, der Major von Fauvel ist ein Geisterbanner, ein Magnetiseur, oder wie man ihn sonst nennen will, der über viele Menschen unsägliches Unglück gebracht hat.“

Der Ritter sprach das Alles sehr ernst, aber

ganz ruhig, die Brüder bemerkten auch nichts, das feine Ohr der Mutter aber hatte herausgehört, daß ihr Sohn zu den Menschen gehörte, über welche der Teufelsbanner Unglück gebracht, sie legte ihre kleine Hand auf den Arm des Sohnes, als könne sie ihn noch nachträglich in Schutz nehmen.

„Du sprachst von einer Intrigue, lieber Beaune!" bemerkte der Abbé, als der Ritter plötzlich schwieg.

„Wißt Ihr, warum König Friedrich Wilhelm von Preußen auf dem Wege nach Paris plötzlich umkehrte?" fragte der Ritter, „warum er jenen traurigen Rückzug durch die Champagne antrat, anstatt vorwärts zu gehen und die Revolution zu zertreten?"

„Braunschweig soll dagegen gewesen sein," sagte der Abbé. „Andere sagen, Dumouriez habe die Preußischen Generale getäuscht."

„Das ist möglich, Alles kann sein," erwiederte der Ritter, „der König aber kehrte um, lediglich, weil ihm der Geist seines Vorgängers, der Geist des großen Königs Friedrich erschien und ihm befahl umzukehren!"

Der Baron starrte seinen Bruder an, der Abbé zuckte spöttisch, die kleine Susanne war einfach erstaunt.

„Ich weiß bestimmt, daß es so ist," versicherte der Ritter, „und ich weiß eben so bestimmt, daß es der Major von Fauvel war, welcher den Geist des großen Königs citirte, welcher die Preußische Armee umkehren ließ und unser liebes Königthum von Frankreich hilflos, wehrlos machte."

„Aber Ritter, mein theurer Ritter, woher kannst Du das so bestimmt wissen?" rief die kleine Susanne.

„Weil es mir dieser theure Vetter, dieser Preußische Major selbst gesagt hat!" erklärte der Ritter mit erhobener Stimme.

„Und Du?" fragte der Baron in höchster Erregung.

„Ich riß den Degen aus der Scheide und —"

„Du stießest ihn nieder?" schrie der Baron.

„Und mein Degen fiel in Stücken zu meinen Füßen!" fuhr der Ritter leise fort. „Darnach habe ich ihn nimmer wieder gesehn!"

Die Brüder schwiegen.

„Und konnte er wirklich Geister citiren, Ritter?" fragte die alte Dame nach einer Weile scheu.

„Ich weiß es nicht, meine theure Mutter," antwortete der Ritter ruhig, „er ist ein Mann von gro-

ßen Gaben und mächtigem Wissen, daß er aber den Geist Friedrichs des Großen nicht citirt, sondern daß er vor dem Könige einen schrecklichen Betrug zu Preußens Schande und Frankreichs Unglück gespielt hat, dafür habe ich Gründe!"

Drei Paar Augen ruhten mit höchster Spannung auf den Sprechenden.

„Erstens," fuhr dieser fort, „konnte der Geist Friedrichs seinem Nachfolger nicht eine Umkehr befehlen, die das Preußische Heer in's Unglück brachte, den Preußischen Ruhm schädigte und einen Thron preisgab; zweitens geschah das Gebot der Umkehr gar zu sehr im Interesse derer, denen jener Major diente, und drittens hätte das jacobinische Geheim-Comité den Major nicht hunderttausend Francs ausgezahlt, wenn ihm dieser nicht einen großen Dienst geleistet hätte!"

„Es ist schrecklich," nahm der Baron das Wort, „daß es Einer von uns, Einer, der den Namen Fauvel trägt, sein mußte, der unser Königthum umstürzen half!"

„Der den Sieg der Revolution vollenden half," bemerkte der Abbé, „in Frankreich, so daß sie nun auch in sein eigenes Vaterland eindringen kann. Und

sie ist schon eingedrungen, oh! seit ich mehr und mehr von der deutschen Sprache verstehen lerne, wird mir täglich klarer, daß die Revolution auch hier schon reißende Fortschritte macht. Die Leute führen hier jetzt eine Sprache, heftiger noch als die guten Leute von Tours im Jahre neunzig, in etwa drei Jahren also wird man hier auch so weit sein, wie am 21. Januar 1793 zu Paris."

„Du irrst Dich, Barlaiemont," versetzte der Ritter, „diese Leute hier machen keine Revolution, ich habe in Hamburg und Berlin mit Leuten gesprochen, welche das Volk hier länger und besser kennen als Du; sie machen hier keine Revolution, weil auf dem platten Lande noch Respect herrscht, der war bei uns fort, weil der Adel mit wenigen Ausnahmen am Hofe lebte und nur Blutsauger auf die Güter schickte, hier lebt der Adel unter seinen Hintersassen; ferner, weil hier keine vornehme Kirche mit unermeßlichem steuerfreiem Grundvermögen auf dem Volke lastet, sondern Geistliche, die verheirathet mitten im Volke stehen, sonntäglich Unterthanentreue predigen und endlich — machen auch die gebildeten Klassen keine Revolution, weil sie sich ein Beispiel an un-

serem Elend genommen haben, weil sie vor einer Wiederholung der französischen Revolution fürchten.“

Der Abbé schien nichts weniger als überzeugt, er mochte in Berlin revolutionaires, schlechtes Geschwätz genug gefunden haben, doch mußte er eben doch nichts Triftiges gegen die Gründe des Ritters vorzubringen haben; ihm fiel nur auf, daß derselbe wenigstens in politischer Beziehung den protestantischen Geistlichen den Vorzug vor den Priestern der katholischen Kirche zu geben schien. So weit war er doch Priester, um sich darüber gekränkt zu fühlen; ihm war sein Stand eigentlich erst etwas werth geworden, seit man die Kirche und ihre Diener in Frankreich zu verfolgen begann. Wir wollen nicht behaupten, daß der Abbé seitdem ein frommer und eifriger Katholik geworden, durchaus nicht, aber er liebte seitdem seine verfolgte Kirche, er begann über kirchliche Dinge, so weit dieselben bei der politischen Frage in Betracht kamen, nachzudenken; die Flucht aus Frankreich, das lange, ziellose Umhertreiben im Exil, die bange Sorge um das tägliche Brod, das Alles hatte den Epikuräer ernster gemacht. Ihm war's ein peinlicher Gedanke, sein Bruder, dieser Ritter, den er so liebte, könne eine Neigung zum Protestantismus haben.

Die kleine Susanne hatte sich erhoben und in herkömmlicher Weise das „gratias“ gesprochen; jetzt nahm sie den Arm ihres jüngsten Sohnes, um demselben vom Königsthurm aus den Concal-See zu zeigen. Sie ging mit dem Ritter hinaus, der Baron folgte mit dem Abbé.

Es war ein wundervoll sonniger, warmer Spätherbsttag, glühend und ohnmächtig wie die letzte Liebe eines greisen Mannes.

Der Ritter von Beaune athmete an der Seite seiner Mutter, die sanfte Lehnung zur Spitze des Hornes aufsteigend, mit voller Brust den scharfen Laubgeruch des herbstlichen Waldes ein, den eine leichte Brise aus den großen Haiden am andern Ufer über die Wellen führte. Sein Auge ruhete mit einem Gefühl von angenehmer Ermattung aus auf den dunkeln Kieferwaldungen, die man jenseits des Stromes bemerkte.

Der arme Mann hatte seit fünf Jahren keine Wälder, keine Landschaft gesehen, oder wenn er sie gesehen, so hatte er ihrer nicht geachtet im Fieber politischer und anderer Aufregungen.

Mutter und Sohn gingen schweigend hinauf bis zu dem kleinen Pavillon.

Der Ritter von Beaune streckte ergriffen von dem Anblick seine Hand weit aus.

Blau und still, glatt und vom hellsten Mittagssonnenlicht durchleuchtet, lag der breite Stromspiegel zu den Füßen des Schauenden, dessen Blick ringsum an den Ufern und auf den Inseln im Fluß nichts als Wald sah; das unveränderliche metallische Grün der Nadelhölzer, das in allen Farben und Farbentönen spielende bunte Herbstlaub in breiten hellen Streifen dazwischen; lichter Sonnenschein, schmeichelndes Wehen, tiefe Stille, kaum durch das Hacken des Holzspechts drüben unterbrochen.

Die kleine Susanne sah ihren Sohn gar lieblich fragend an.

„Es ist nicht der Concalsee," antwortete der Ritter, „aber es ist auch in der neuen Heimath schön!"

Die Mutter setzte sich auf einer kleinen hölzernen Bank nieder, mitten im hellsten Sonnenlicht, das ihr wohl zu thun schien; der Sohn nahm neben ihr Platz.

„Ich weiß, wie es Dir gegangen ist, lieber Sohn," begann die kleine Susanne nach einer

Weile, „so lange der arme Baron bei Dir in Paris war, sage mir nun, was weiter mit Dir geschehen?"

„Es läßt sich davon wenig sagen, meine theure Mutter," antwortete der Ritter von Beaune, „ich wurde, als die Königliche Familie im Temple gefangen saß, Eins von den fünf obersten Mitgliedern des royalistischen Comité's, war mit der besondern Beobachtung des Gefängnisses beauftragt und vermittelte die Verbindungen der Königlichen Familie mit ihren immer dünner und immer muthloser werdenden Anhängern. Ich bin nicht muthlos geworden, weil ich von allem Anfang an hoffnungslos geworden war, und so habe ich zum Theil alle die vielen gescheiterten Versuche geleitet, welche wir machten, die Königliche Familie zu befreien. Ich sah das Haupt meines Königs fallen und mühete mich nun, die Königin zu retten; ich sah auch ihr Haupt fallen und mühete mich, Madame Elisabeth und die Kinder von Frankreich zu retten. Madame Elisabeth ward geköpft und der Dauphin auf die scheußlichste Weise langsam dahin gemordet, nur Madam Royale allein ist noch übrig. Meine Aufgabe war beendet, ich ging aus meinem Vaterlande und bin hier. Es ist mir nicht

gelungen, den König zu retten und das Königthum ist verloren."

„Aber mein Sohn," nahm die kleine Susanne das Wort, „das Königthum der Lilien ist unsterblich, der König ist todt, hoch lebe der König! Monsieur ist nun König, der allerchristlichste König heißt Ludwig XVIII., der Graf von Artois hat Söhne, und wenn das nicht wäre, so hätten wir das Haus Bourbon-Condé, denn von den schändlichen Orleans kann nicht die Rede sein."

„Ich weiß das Alles, meine theure Mutter," entgegnete der Ritter, „aber ich glaube nicht daran; ich sage Dir, es ist vorbei mit dem Königthum der Lilien von Frankreich, ich sage Dir, es ist unmöglich, daß die Bourbonen jemals wieder ihren Lilienscepter ausstrecken über unser Vaterland, doch nein, warum sollte es nicht möglich sein, daß irgend eine politische Combination sie mit Waffengewalt zurückführte in das besiegte Frankreich, aber dann sitzen sie auf ihrem Thron nicht mehr Kraft ihres Erbrechtes, sondern Kraft des Sieges fremder Waffen, nicht weil sie Bourbonen sind, sondern obgleich sie Bourbonen sind und ein solcher Thron hat keine Dauer, kann nicht auf die Länge stehen."

„Aber liebster Ritter," bat die kleine Susanne, ängstlich ihre Händchen faltend, „Du nimmst uns alle Hoffnung!"

„Meine theure Mutter," versetzte der Ritter bestimmt und ernst, „wir Alle sterben im Exil und das Königthum der Lilien ist todt, die bittere Wahrheit ist besser als die trügerische Hoffnung."

„Du kannst das nicht wissen, mein Sohn, Gott in seiner Barmherzigkeit kann —"

„Gott in seiner Barmherzigkeit kann noch viel mehr," unterbrach der Ritter die Mutter, „der Christenmensch soll auf die Barmherzigkeit Gottes vertrauen, der Politiker kann aber nur mit dem rechnen, was da ist; glaube mir, daß ich das französische Volk in diesen letzten Jahren studirt habe, es ist grausam verändert, es sieht dem frühern französischen Volke gar nicht mehr ähnlich, es wird nie wieder einen Königsthron seiner alten Dynastien tragen, es kann nicht, und wenn die Bourbonen Alles vergessen könnten, das französische Volk wird niemals wieder Einem aus diesem Geschlecht trauen, denn das Volk selbst wird niemals vergessen, daß es die Königliche Familie ermordet hat, es fließt ein Strom von Blut zwischen dem Königthum und dem französischen Volk, ein

Strom, der durch kein Mittel überbrückt werden kann. Das französische Volk hat ein böses Gewissen gegen das Königthum und eine Versöhnung ist nimmer möglich. Dazu kommt noch ein Zweites; das französische Volk hat noch nicht das Bewußtsein, aber es hat ein Gefühl davon, daß sein ehemaliges Königshaus und die alten Adelsgeschlechter von einem andern Stamme, von einer andern Nation sind. Die Bourbonen sind fränkischer, deutscher Abkunft, ein großer Theil des Adels ist es ebenfalls, ein anderer Theil des Adels ist gothischer, teutonischer und auch römischer Abkunft, die Franzosen aber sind besiegte Gallier. Und diese besiegten Gallier haben sich immer ein Gefühl von der Racenverschiedenheit, die zwischen ihnen und ihren fränkischen Besiegern herrscht, erhalten. Die Jacquerie war nichts anderes als ein Aufstand der besiegten, unterdrückten Gallier gegen den herrschenden fränkischen Adel. Damals blieb der fränkische Adel siegreich. Diese Revolution, mag noch so viel Anderes hineinspielen und mitsprechen, sie ist im Grunde nichts Anderes, als ein neuer und nun siegreicher Aufstand der Gallier gegen seine fränkischen Besieger, den Adel und das Königthum. Das bestialische Hinschlachten des Adels in Masse, die wahn-

sinnige Blutgier, die Schonungslosigkeit gegen Frauen und Kinder, sie mag Andern sinnlos erscheinen, ich sehe darin nur, daß das gallische Volk dem Instinkt der Race folgt, der Gallier muß den Franken vernichten oder austreiben, denn es treibt den Gallier Herr zu sein im gallischen Lande. Siehe doch hin, sind es nicht lauter fränkische Einrichtungen, Sitten, Gebräuche, die dort vernichtet wurden? ist es denn nicht die Besonderheit, das charakteristische Zeichen aller deutschen Stämme, welcher von der ächt gallischen Gleichmacherei der Krieg gemacht wird?“

Der Ritter brach plötzlich ab; er mochte fühlen, daß er auf ein Gebiet gerathen war, auf das ihm seine Mutter nicht folgen konnte; aber die kleine Susanne war ihm doch gefolgt, wenn freilich auf ächt frauenhafte Weise.

„Du denkst, ich habe Dich nicht verstanden, mein lieber Ritter,“ sagte sie sehr ernst, „aber ich habe Dich recht gut verstanden; der Baron, Dein lieber seliger Vater, hat ein paar Mal zu mir gesagt: wir Fauvel sind Franken wie die Bourbonen! und dabei war er sehr stolz und mein Oheim Pardaillan sagte: der dritte Stand, der dritte Stand ist nichts weiter als das von unsern fränkischen Ahnherren

besiegte Volk dieses Landes; ich habe oft darüber nachgedacht, mein lieber Sohn, aber dabei ist's mir immer vorgekommen, als wäre dann der dritte Stand gar nicht so im Unrecht mit seiner Revolution, wie man uns immer sagt. Denn ein besiegtes Volk hat immer das Recht, sich wieder zu befreien."

„Meine theure Mutter," versetzte der Ritter herzlich, „ich verabscheue die Scheußlichkeiten, die in Frankreich vorgekommen sind, ich werfe meinen Fluch auf die bestialischen Menschen, die sich zu Werkzeugen des Mordes hergaben, ich habe zahllose Schändlichkeiten, Thorheiten und Irrthümer in der Revolution gesehen, aber ich kann in der Erhebung eines unterdrückten Stammes gegen seine Besieger kein Unrecht sehen. Ich habe die Revolution bekämpft, ich bin aber ein Edelmann und that als solcher meine Pflicht, ich hätte mich gern für den ersten fränkischen Edelmann, für meinen König geopfert, es hat nicht sein sollen, nun bin ich, von den Galliern besiegt, nach Deutschland geflüchtet, in die alte Heimath meiner Ahnen!"

Schweigend saßen Mutter und Sohn bei einander im Sonnenschein; sie fühlten wohl, daß es doch eitler Trost sei mit der alten Heimath, aus welcher

ihre Väter vor so viel Jahrhunderten zur Eroberung Galliens ausgezogen waren.

Ein ganz anderes Gespräch führten indessen die beiden ältern Brüder, welche auf der andern Seite des Pavillons saßen.

„Was ist's mit dem Paketwagen, lieber Barlaiemont, den Du hierher gesendet?" fragte der Baron, „bringt unser Jüngster das Alles aus Frankreich mit?"

„Nicht einen Koffer," entgegnete der Abbé lachend, „der arme Beaune kam ganz abgerissen nach Berlin, ich habe ihm Wäsche und Kleidung besorgt; nein, es sind meine Bücherkisten, die letzten Reste meiner Sammlung, Du wirst mir das Alles aufheben, Baron!"

„Gewiß, aber ich begreife nicht, warum Du diese Kisten Dir dann erst nach Berlin hast schicken lassen."

„Lieber Baron," entgegnete der Abbé lächelnd, „als ich nach Berlin ging, glaubte ich dort durch Sprachunterricht Geld zu verdienen; ich dachte durch Fleiß und Mühe mir mein Leben gewinnen zu können — es war eine Narrheit. Niemand nahm Unterricht bei mir, ich finde es sehr natürlich, denn es sind dort eine Menge von Sprachlehrern, die viel ge-

schickter sind, als ich es jemals sein werde. Nun, ich habe mich tapfer gehalten und habe gehungert und gedarbt, Du wirst mir das glauben, wenn ich Dir sage, daß ich von den dreißig Louisd'or, welche ich mitnahm, noch immer drei habe. Erschrick nicht, Baron, ängstige Dich nicht, denn das Hungern und Darben hat ein Ende. Einer meiner Studiengenossen, der Abbé Barral, den ich im Jahre neunzig auf unserer Flucht in Rom wieder fand, ist Studiendirektor an dem geistlichen Gymnasium zu Kommotau, einer Stadt in Böhmen; dieser hat mich als Professor und Rector der lateinischen und böhmischen Sprache an sein Gymnasium berufen und ich habe diesen Ruf angenommen. Der Gehalt beträgt zwar nur vierhundert Gulden, aber die Professoren haben ihre Wohnung und ihren Tisch im Convent; so, siehst Du, lieber Baron, so hat die heilige Mutter-Kirche auch für einen so unwürdigen Diener gesorgt, wie ich ihr bis jetzt gewesen bin. Es ist mir eine große Freude, Baron, daß sich das so gemacht hat und ich kann doch nun auch was thun für unsere liebe kleine Mutter Susanne, ich werde Dir fünfzig Thaler hier lassen, denn der Abbé hat mir zweihundert Gulden zu den Umzugskosten gesendet; mein Umzug aber

kostet nichts und die Reise wenig; ein Paar Tage bleibe ich noch bei Euch, dann ziehe ich ab, denn ich muß am Tage vor Allerheiligen in Kommotau sein, Du kannst aber darauf rechnen, daß ich Dir jedes Quartal etliche Gulden für die kleine Mutter Susanne zusende."

„Du bist wirklich sehr freundlich, lieber Barlaiemont," entgegnete der Baron gerührt, „ich freue mich mehr, als ich sagen kann, daß es Dir so geglückt ist, aber es ist nicht nöthig, daß Du Geld hierher sendest, wirklich nicht!"

„Nimm mir das nicht übel, Baron," spottete der Abbé, „aber es ist wirklich doch zu toll, daß Du Dir einbildest, ich bemerkte nicht, wie Du hier wirthschaftest! Kein Wort weiter, sonst faßt mich der Jammer wieder, Du bist das Haupt der Familie, Du mußt für die kleine Mutter Susanne sorgen, für uns Alle sorgen, Du thust es nach Kräften, über Deine Kräfte, wer soll Dir denn zu Hilfe kommen, wenn nicht Dein Bruder? denn von einem Fremden nimmt doch kein Fauvel etwas an, es müßte denn der König sein, unser König aber ist todt!"

Der Baron wußte nichts zu antworten; ihm that solche brüderliche Liebe wohl und weh zu gleicher

Zeit, denn ehedem waren seine Brüder zu ihm gekommen, wenn sie des Geldes bedurften und der Baron war immer ein großmüthiger Bruder gewesen; es schnitt ihm durch die Seele, daß er nun von dem armseligen Lehrergehalt Barlaiemonts etwas annehmen sollte.

„Du wirst übrigens noch Noth genug haben, Baron,“ fuhr der Abbé fort, „denn der Ritter hat gar kein Geld, auch nicht das Mindeste, nicht einen Liard, sage ich Dir; bereichert hat er sich im Dienst unseres Königlichen Hauses nicht, da muß selbst die schwärzeste Verläumdung verstummen; und was soll nun aus ihm werden?“

„Er wird hier bei uns bleiben,“ entgegnete der Baron ruhig.

„Ein Paar Wochen, das mag sein,“ meinte der Abbé, „was soll er machen? Wollt ihr euch gegenseitig im Darben üben? Soll unsere kleine Mutter Susanne den Jammer merken? Unser Jüngster würde es hier in dieser Unthätigkeit auch gar nicht aushalten; das ist mit Dir etwas anderes, Du bist leidend, und wir wollen sehen, wie lange Du hier bleiben wirst, Baron, wenn Du wieder gesund bist!“

„Ich werde niemals wieder gesund!“ warf der Baron ruhig ein.

„Unsinn!“ versetzte der Abbé, „doch jetzt sprechen wir von unserm Ritter, nicht von Dir; ich habe einen Plan, Du weißt, es ist ein ganz ausgezeichneter Fechter, mit allen Waffen vertraut!“

Der Baron nickte.

„Wir schicken ihn zu dem alten Vetter, dem Renatus von Fauvel nach Frankfurt; dort ist eine deutsche Universität, alle die jungen Leute lernen fechten, unser Jüngster kann sie in der ritterlichen Kunst der Waffen unterrichten. Was meinst Du, Baron, wird er sich dazu entschließen?“

„Er wird müssen, armer Beaune!“ seufzte der Baron.

„Nun, nun,“ tröstete der Abbé, „es ist nicht das Schlimmste, es ist doch immer die Waffe!“

„Hast Du schon mit ihm gesprochen?“ fragte der Baron.

„Nein, das ist Deine Sache, Du bist das Haupt der Familie!“ entgegnete Barlaiemont, der wohl wußte, daß der kranke Bruder das gern hörte, „laß nur unsere kleine Mutter Susanne nichts davon hören, ich weiß recht gut, daß sie es doch merkt, denn

sie ist klüger, als wir alle drei zusammen, es schickt sich aber nicht, daß die sehr edle und sehr mächtige Baronin von Fauvel-Alain mit ihren Söhnen darüber spricht. Officiell darf sie nichts davon wissen, daß ihr jüngster Sohn Fechtstunden geben soll für Geld, um sich das Brod zu verdienen. Mit mir ist das etwas Anderes, ich bin Geistlicher und es ist eine geistliche Stelle, welche ich angenommen habe. Du wirst es der kleinen Mutter Susanne mittheilen, Baron, das kommt Dir zu."

Der ältere Bruder nickte zustimmend; es war in dieser Bewegung noch immer ein Rest von der feudalen Würde der Herrn vom Schwanenschloß.

Da kam der Diener eilig den Gang herauf und meldete, daß der Herr Landrath von Lindebreck so eben angekommen sei.

Der Baron ging jetzt um den Pavillon herum, bot seiner Mutter den Arm und führte die alte Dame hinunter.

Der Abbé faßte die Hand des Ritters und sagte leise: „Du darfst nicht weit fort von hier gehen, Beaune, „sieh Dir unsern armen Baron an, er ist schrecklich heruntergekommen, seit ich ihn nicht gesehen, ich fürchte, er macht's nicht mehr lange. Du mußt

hier in der Nähe bleiben, denn unsere kleine Mutter Susanne darf nicht allein, nicht verlassen sein!"

Der Ritter nickte dem Bruder ernst zu.

„Ich werde in der Nähe bleiben," sagte er ruhig, „ich werde mir mein Brod mit Holzhacken verdienen, wenn es sein muß, aber sie darf es nicht sehen, denn sie hat noch immer keinen rechten Begriff von der Armuth!"

„Die Kirche hat dem Abbé geholfen," versetzte Barlaiemont mit Beziehung, „der Degen wird dem Ritter helfen!"

„Und Gott Allen!" flüsterte der Ritter vor sich hin.

Das war auf dem krummen Horn! —

Sechstes Capitel.

Athenais von Talaru.

Es giebt wohl kaum noch einen alten Edelmann, oder eine alte Edeldame in der Gegend von Frankfurt an der Oder, welche am Ausgang des vorigen Jahrhunderts Fecht- oder Tanz-Unterricht gehabt bei Monsieur Beaune, einem französischen Emigranten, der vier oder fünf Jahre dort sich aufhielt; auf manchem Landgut aber kennen die Herren und Damen diesen merkwürdigen Menschen doch noch aus den Erzählungen ihrer Aelteren, oder erinnern sich wenigstens des Namens Beaune aus dem Sprichwort: „Alert wie Beaune!" das hier und da noch immer gang und gäbe ist.

Es war zu Ende des Jahres 1795 als ein junger Herr von Burgsdorff seinen Fechtmeister, Monsieur Beaune, überall empfahl und sich so eifrig

für denselben verwendete, daß nicht nur eine bedeutende Anzahl von Cavalieren und Studenten Fechtunterricht bei dem Franzosen nahm, sondern daß derselbe auch berufen wurde, den Fräuleins aus mehreren Familien gemeinsam Tanz-Unterricht zu ertheilen.

So bescheiden und zurückhaltend sich Monsieur Beaune nun auch überall gab, so machte seine Erscheinung nicht so wohl, denn es wimmelte damals von Emigranten, als sein Auftreten einiges Aufsehen. Man redete viel von ihm und sein düsteres, von einer gewaltigen Narbe furchtbar entstelltes Antlitz, seine Zurückhaltung, seine ganz unfranzösische Wortkargheit würden ihn schwerlich empfohlen haben, er bedurfte wirklich des großen Ansehens, dessen die von Burgsdorff seit alten Zeiten in jener Gegend der Mark Brandenburg genossen, um ihm einen Erfolg zu sichern.

Das düstere Wesen des großen, stattlichen Mannes machte einen solchen Eindruck, daß Viele meinten, der Fechtmeister sei nicht sowohl ein flüchtiger Royalist, als vielmehr ein flüchtiger Terrorist, einer der Haupt-Jacobiner, ein Septembriseur und Königsmörder, Einige sagen grade zu, der Fechtmeister sei der grimmige Danton, der Mirabeau des Pöbels,

welcher der Guillotine entgangen sei und sich nach Preußen geflüchtet habe.

Damit bewiesen sie freilich nur, daß sie nichts von dem Alter und der entsetzlichen Häßlichkeit George Dantons wußten, während dieser noch junge Mann gradezu schön gewesen wäre, wenn ihn die Narbe nicht so grausam entstellt hätte.

Die Burgsdorffs wußten es indessen besser und hatten ausdrücklich versichert, daß der Fechtmeister ein treuer Royalist und einer sehr vornehmen Familie entsprossen sei. Auch zeigte sich bald, daß der Fecht- und Tanzmeister die Umgangsformen der besten Gesellschaft hatte.

Ueberdem war er ein Meister in der Führung der Waffen, ein Meister in den edeln Formen der Tanzkunst, die damals noch geübt und in Anwendung kamen.

Die jungen Damen nahmen fast ohne Ausnahme den innigsten Antheil an dem vertriebenen Royalisten, vergaßen überraschend schnell, daß er entstellt und sahen in ihm nur noch einen interessanten Unglücklichen, der sein Incognito überall wahrte; während seine Scholaren ihn aufrichtig als einen vollendeten Meister in der Waffenführung bewunderten.

Näher kam ihm Keiner, obwohl manches hübsche, rothwangige brandenburgische Fräulein nicht ganz abgeneigt gewesen wäre, den interessanten, vornehmen Edelmann, der sie im Tanz unterrichtet, zu trösten; obwohl sich mancher junge Cavalier gern an ihn angeschlossen hätte.

Monsieur Beaune sprach, obwohl er stets musterhaft artig war, in seinen Lectionen nur was unumgänglich nothwendig war, darüber hinaus munterte er die Herren, niemals die Damen, nur durch den scharf ausgestoßenen Ruf, „alerte! alerte!“ auf, daher denn die sprichwörtliche Redensart: „Alert wie Beaune!“

Außerhalb der Lectionen aber vermied Monsieur Beaune jedes nähere Gespräch und war so geschickt, daß er das vermochte, ohne unartig zu sein. Uebrigens kamen ihm die adeligen Familien, in denen er Unterricht ertheilte, sobald sie das bemerkten, entgegen, indem sie tactvoll jeden Versuch einstellten.

Nicht so tactvoll bewiesen sich die Gäste an der Wirthstafel, an welcher Monsieur Beaune zu speisen pflegte; hier wurde oft der Versuch gemacht, denselben in die politischen Gespräche zu ziehen; namentlich suchte die revolutionaire Tagesmeinung, welche die

„Gebildeten" beherrschte, ihn als ihren Anhänger hinzustellen, konnten sich aber nur geringen Erfolges dabei rühmen. Der Fechtmeister und Tanzlehrer hatte eine eigenthümlich abweisende Art selbst sehr reichen Kaufleuten und sehr gelehrten Professoren gegenüber. Er war immer schon zu lange aus Frankreich entfernt, um ein Urtheil über die dortigen Verhältnisse zu haben, und niemals genügend über Preußische Verhältnisse unterrichtet, um sich ein Urtheil erlauben zu dürfen. So ließ er sich nie in einen Disput ein, interessirte sich aber sichtlich für jedes politische Gespräch und las die Zeitungen mit höchstem Eifer.

Uebrigens las er deutsch und verstand es auch ziemlich gut, bei dem Sprechen hatte er es aber niemals über etliche Redensarten hinausgebracht und auch diese wendete er nur dann an, wenn es durchaus sein mußte, denn er hatte mit tiefstem Mißfallen bemerkt, daß die guten Frankfurter sich über sein deutsch auf nicht ganz feine Weise lustig machten, ihm auch zuweilen gradezu in's Gesicht lachten. Das fand er, man sah es ihm an, sehr unartig; er selbst lachte niemals über das Französisch der Frankfurter, welches ihm mitunter auch seltsam genug dünken mochte.

Man kannte nur ein Haus, welches der französische Fechtmeister ein Paar Mal wöchentlich zu besuchen pflegte, das war das Fauvel'sche Haus am Brückenthor, wo der alte Pastor wohnte, der vor Jahren schon seine Stelle niedergelegt hatte und dort mit seiner Gemahlin, die nicht viel jünger wie er selbst war, in völliger Zurückgezogenheit seine letzten Lebenstage zubrachte.

Was den Fechtlehrer in das Haus des alten Geistlichen führte, wußte man nicht, bis endlich eine der Enkelinnen des Herrn von Fauvel, er hatte immer eine Enkelin bei sich, welche seiner Hauswirthschaft vorstand, einer Freundin sagte, daß Herr Beaune ein französischer Edelmann und Verwandter der Familie Fauvel sei, denn ihr Großvater nenne ihn stets: Vetter von Beaune. Weiter hatte das rosige Plappermäulchen auch nichts verrathen, denn als sie den Großvater neugierig befragt hatte, antwortete dieser: „Schenke diesem unglücklichen Vetter Deine Theilnahme und Deine Achtung, Kind, er verdient beide, aber frage nicht nach seinen Schicksalen, Du bist viel zu jung und zu hübsch, um so viel Unglück zu hören!" Damit war Alles gesagt, wirklich Alles, denn wenn der Fechtlehrer den alten Herrn besuchte, so saß er

gewöhnlich mit demselben allein in der Bücherstube und dahin kam nur die Großmutter, niemals eine der Enkelinnen.

Der Emigrant kam aber gern in das Haus der Refugirten; er fühlte sich heimisch in den Räumen, in welchen so lange schon Fauvel's gehaust; er kannte längst durch den greisen Vetter Renatus die trübe Geschichte jenes Friedrich von Fauvel, der einst die Mutter der kleinen Susanne zu Tours aus dem Grabe des Martinskirchhofes geholt; er wußte, daß in diesen Räumen seine eigene Großmutter ein kummervolles Leben gesühnt, bis sie nach Frankreich zurückkehrte, um dort noch einmal zu sterben.

Die kleine Susanne hatte ihrem Sohne niemals von ihrer Mutter, der unglücklichen Anna Marie, erzählt, sie wußte ja kaum selbst etwas von jenen schrecklichen Vorfällen.

Der greise Renatus von Fauvel aber hatte seine große Freude an diesem jungen Vetter, der in der schwersten Schule des Lebens ein tüchtiger Mann geworden war, der trotz seines totalen Mangels an gelehrtem Wissen, das regste Interesse für wissenschaftliche Dinge hatte und sich eine Klarheit des

Blicks gewonneu in politischen und socialen Verhältnissen, wie selten ein Mensch.

Die höchste Freude aber hatte der Greis an dem tiefen Ernst, mit welchem sich der Emigrant religiösen Dingen zuwendete, an dem Eifer, mit welchem er nach Klarheit rang, an der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er prüfte.

Lange bevor es der Emigrant ahnte, wußte der Refugirte, daß der Fechtmeister auf dem rechten Wege zum reformirten Bekenntniß war.

„Wir flüchteten um des Bekenntnisses willen, um unsern rechten König hier zu finden,“ sagte Renatus einst zu seiner Gemahlin, „er ist um des Königs willen geflüchtet, um hier das rechte Bekenntniß zu finden!“

Und die beiden alten Leute freuten sich kindlich darüber.

Längst hatte auch der jüngere Vetter dem älteren anvertraut, daß er dessen Neveu, den Major von Fauvel in Paris getroffen und unter welchen Verhältnissen er dort mit diesem seltsamen Verwandten verkehrt; Beide waren einig in der Klage, daß ein so bedeutender Mensch auf solchen Wegen zu Grunde gegangen.

Später hatte der Fechtmeister begonnen, dem alten Herrn in ganz ausführlicher Weise seine Beziehungen zu dem Major zu schildern, auf daß dieser im Stande sei, sich ein genaues Urtheil über diesen Neffen zu bilden und so finden wir diese beiden Söhne des Hauses Fauvel eines Abends wieder beisammen.

Sie saßen in derselben Bücherstube, in welcher einst mehr als fünfzig Jahre früher Renatus die Erzählung von dem Leben des unglücklichen Friedrich von Fauvel vernommen; es war dasselbe schlichte Gemach, es waren zum größten Theil dieselben Bücher, die dort von den hohen Borden ringsum niederschauten, viele derselben hatten in diesem halben Jahrhundert nicht ein Mal den Platz gewechselt. Nur Renatus, der damals ein Jüngling war, ist heut ein Greis, aber es ist wieder ein Fauvel, der ihn zum Vertrauten seines Lebens macht.

Der gebückte Greis, der gar ehrwürdig im Schmuck seiner reichen weißen Locken dasitzt, blickt mit den großen Augen, die noch nichts von ihrem Glanz verloren haben, zärtlich fast auf die hohe Gestalt des jüngeren Vetters, der ihm die gewohnte Pfeife sorgsam füllt und ihm bringt, der ihm dient wie ein Sohn dem greisen Vater dient.

Renatus hatte nie einen Sohn gehabt, es war ihm stets, als müsse er Gott danken, daß er ihm auch diesen Wunsch noch erfüllt habe am späten Abend seines Lebens, denn er liebte diesen Vetter schon fast wie einen Sohn.

Er nannte ihn auch Sohn und die greise Frau Pastorin war wirklich schon stolz und mütterlich besorgt um diesen späten Sohn.

„Wir brachen neulich an einem Wendepunkt Ihres Verhältnisses zu dem Major ab, mein lieber Sohn," begann der Greis mit großer Milde, „ich gestehe, daß ich mich seit zwei Tagen mit mehr Neugierde als mir sonst eigen, mit der Frage beschäftigt habe, nicht sowohl ob Ihnen der Major an jenem Abend einen Betrug gespielt, sondern vielmehr, was der Major für ein Interesse gehabt haben mag, Sie in das Labyrinth theils vorgeblicher, theils wirklicher Geheimwissenschaft zu verstricken, in welchem er selbst schon gefangen war. Ich habe drei Antworten auf diese Frage gefunden und bin sehr begierig, zu erfahren, welche von den dreien die richtige sein wird. So weit ich bis jetzt den Major kennen gelernt habe, wage ich mich für keine zu entscheiden!"

„Bitte mein lieber Vetter, nennen Sie mir diese

drei Antworten," nahm der Fechtmeister lebhaft das Wort. „Vielleicht erleichtert mir das meine heutige Aufgabe, denn ich gestehe, daß ich an dem peinlichsten Theil meiner Geständnisse bin!"

Er nahm bei diesen Worten eine leere Thonpfeife in die Hand, das that er stets, um dem greisen Vetter so weit Gesellschaft zu leisten, als ihm das als Nichtraucher möglich war, und der alte Herr nahm solche Aufmerksamkeit stets sehr hoch auf.

„Nun," erklärte Renatus ruhig, „der Major konnte erstens, und das wäre das Verzeihlichste, in Ihnen, mein lieber Sohn, Eigenschaften entdeckt haben, welche er bei seinen gefährlichen Experimenten mit Erfolg anzuwenden hoffen durfte; zweitens konnte er, und das wäre nichtswürdig gewesen, die Absicht haben, Sie zu verstricken, um Sie in Ihrer Eigenschaft als royalistischer Agent zu mißbrauchen; endlich aber, und das möchte ich fast teuflisch nennen, konnte er die Absicht haben, Sie ganz in sein Verderben zu ziehen, lediglich um einen Elendsgenossen, socium malorum, in Ihnen zu haben!"

„Es gibt noch eine vierte Antwort," erwiderte Beaune langsam, „der Major konnte sich auch hoch und stolz als Meister der Geheimlehre fühlen, er

konnte die Absicht gehabt haben, mir als einen Verwandten diese Erbschaft, die er für werthvoll hielt, zu hinterlassen und mir die weitere Forschung als eine Lebens-Aufgabe zu vermachen, das wäre edel gewesen!"

„Glauben Sie das, mein Sohn?" fragte der alte Greis eifrig.

Man sah ihm an, wie sehr es ihn gefreut haben würde, wenn es der Fall gewesen wäre.

„Mein Herr Vetter," begann Beaune wieder, „ich will Ihnen einfach gestehen, daß meiner Ansicht nach der Major nicht Eins davon, sondern Alles beabsichtigt hat; er hatte Eigenschaften, die ihm werthvoll waren, in mir erkannt, die wollte er für seine Experimente benutzen; dadurch erhielt er Gewalt über mich, die wollte er ausbeuten, um in Besitz der Pläne des royalistischen Comités zu gelangen; blieb ich sein gefügiges Werkzeug, so wollte er mich zum Erben seines Wissens, zum Fortsetzer seines Strebens machen, empörte ich mich, so wollte er mich wenigstens so weit verstrickt haben, daß ich elend für hier und dort war. Der Verlauf meiner Mittheilungen wird Ihnen zeigen, mein Herr Vetter, daß es sich wirklich so verhält."

Der Greis nickte gedankenvoll.

„Sie wollen sich erinnern, mein Herr Vetter," begann Beaune seine Mittheilung, „daß ich das Haus in Faubourg Saint Garmain, in welchem mich der Major erst durch die Somnambule in die Ferne hatte schauen lassen, mir dann auch in einem Stahlspiegel die Zukunft meines unglücklichen Königs und auch die des Mädchens, welches ich liebte, gezeigt, daß ich aus diesem Hause mit dem festen Entschluß fortging, meine Rettung in der Kirche zu suchen.

„Ich wußte an jenem Abend nicht, was ich von dem zu halten, was ich gesehen; ich fürchtete einen Betrug, aber ich war zugleich doch so befangen, fühlte mich so getroffen, daß zum ersten Male in meinem Leben mir der Gedanken kam, daß Gott allein mich retten, mich vor dem Wahnwitz bewahren könne, der mich scheußlich angrinsete. Aber ich wußte nichts von Gott, ich kannte nur die Kirche und auch diese nur sehr, sehr oberflächlich.

„An einen Geistlichen also mußte ich mich wenden, ich kannte mehrere, die unserer Partei angehörten, oh! gewiß auch fromme Männer, aber ich hatte nicht den Muth, mich Einem derselben zu eröffnen, ich fürchtete, man werde mir in's Gesicht lachen, kurz, es

kam ganz so wie es der Major in seiner höhnischen Antwort auf meine Drohung vorher gesagt.

„Ja, ich ging in die Kirche, aber nur, um mir das Mädchen, welches ich liebte, das Fräulein Athenais von Talaru antrauen zu lassen.

„In dem ersten Glück meiner Ehe, das wie ein Rausch war, habe ich den Major und Alles was ihn anging vergessen, die wildbewegte Zeit kam hinzu und wenn sich Gedanken, die mir nicht gefielen, an mich drängen wollten, so scheuchte ich sie von mir und das gelang mir wirklich etliche Wochen lang.

„An einem Tage aber, als es mir schon nicht mehr recht gelingen wollte, diese Gedanken abzuweisen, als mir namentlich immer wieder das häßliche Bild der Guillotine erschien, die ich damals noch nicht kannte, als ich zwischen den beiden hohen Pfosten das liebliche Haupt meiner Athenais, dieses frommen Kindes, sehen mußte, da trat mir der Major auf der Straße entgegen nnd machte mir freundschaftliche Vorwürfe darüber, daß ich ihn so lange nicht aufgesucht, daß er erst durch Fremde von meiner Vermählung erfahren habe, kurz, er sprach, als ob niemals etwas zwischen uns getreten.

„Es war eine bodenlose Schwäche von mir, daß

ich mich dadurch fangen ließ, ich bin mir niemals ganz klar darüber geworden, ob mich damals schon wieder der Stachel der Begierde nach seiner lügenhaften Truglehre trieb, oder ob es wirklich die Albernheit war zu glauben, er könne mir helfen. Kurz, ich trat in die früheren freundschaftlichen Verhältnisse zu ihm, er besuchte mich in meiner Wohnung, ich stellte ihm mein junges Weib vor und er hatte — statt eines Opfers zwei!"

Der arme Beaune blickte eine ziemliche Weile trübe vor sich hin, dann richtete er sich mit einem Ruck auf und fuhr fort: „Nach dem was geschehen war, konnte ich mit dem Major nicht verkehren, ohne daß das Gespräch erst leise, dann aber immer stärker betonend sich auf die geheimen Wissenschaften richtete und es dauerte gar nicht lange, so war ich wiederum ganz von dem Wahn, in welchem Lüge und Wahrheit nicht mehr zu unterscheiden sind, umstrickt.

„Ich denke, daß es mir zu einiger Entschuldigung gereichen muß, daß ich in jener Zeit grade auf das allerlebhafteste durch die politischen Ereignisse in Anspruch genommen und bei fast allen Plänen der Royalisten betheiligt war; es war eine Existenz wie im Fieber!"

„Mein armer Sohn!“ warf Renatus theilnehmend dazwischen.

„Es war ganz folgerecht,“ fuhr der Fechtmeister fort, „daß meine Angst für das liebe Wesen an meiner Seite in demselben Maße stieg, als mein Vertrauen zu den geheimen Kräften, über welche der Major gebot, wuchs. Dieses wuchs aber riesenhaft, bis zum Fanatismus, als sich alles bewahrheitete, was mich der Spiegel hatte sehen lassen. Als mein unglücklicher König auf der Flucht in Varennes aufgehalten und gefangen nach Paris zurückgebracht wurde, saß Barnave wirklich als Commissair der Nationalversammlung im Königlichen Wagen und hielt oft, ganz wie ich's in jener Nacht gesehen, den Dauphin auf seinen Knien — Sie wissen, daß Barnave seit jener Reise für den König war, daß er als Royalist gestorben ist? — und mein Jugendfreund des Alleurs wurde am Schlage des Königlichen Wagens vom Pöbel ermordet, trotz des Bittens der Königin, man schnitt ihm den Kopf ab und steckte ihn auf eine Pike, Alles wie es mir der Spiegel vorher gezeigt. Es traf Alles zu, der Spiegel hatte mich nicht getäuscht, immer furchtbarer wurde meine Angst um meine theure Athenais, hatte nicht derselbe Spiegel, der immer die

Wahrheit zeigte, hatte der mir nicht auch das grausame Ende meines Weibes gezeigt? Sollte ich das Schreckliche herankommen lassen? gab es vielleicht nicht doch ein Mittel?

„Es ist Thorheit, mein Herr Vetter, es ist eine Sinnverwirrung, ich glaubte an diesen Höllenspiegel und dennoch bildete ich mir ein, ich könne das Schicksal abwenden, welches er mir für mein geliebtes Weib gezeigt, aber ich war in dieser Sinnverwirrung befangen und in diesem Wahnwitz fragte ich den Major eines Abends kurz und gut, ob er keine Rettung für Athenais wisse.

„„„Das also war die Angst, die Sie bewegte, die Ihren Sinn verdunkelte,“ lautete die Antwort, die mir dieser Mann gab, „ich vermochte nicht zu durchschauen, was es war und ich hätte es mir doch leicht denken können, daß es nur eine solche, ja, daß es nur diese Frage sein konnte!“

„Er sprach noch viel, ich hörte es wohl, aber ich verstand es nicht, aber ich hörte keine Abweisung heraus und darum klammerte ich mich an diese elende Hoffnung; endlich mochte er merken, daß ich in einem Zustand war, in welchem er mir Alles bieten könne und er sagte mir schneidend, daß er sich wun=

dern müsse, daß ich bei meiner vorgeschrittenen Erkenntniß nicht selbst auf das einzige Rettungsmittel gekommen, was es hier gäbe. Ich starrte ihn halb blödsinnig an und nun führte er den höllischen Streich.

„„Die junge Frau kann sich selbst retten,“ sagte er kühl, „versetzen Sie dieselbe in schlafwachen Zustand und fragen Sie dieselbe, was geschehen müsse, um den Tod von ihr abzuwenden!“

„Ich war so wahnwitzig, das wirklich für Rettung zu halten, ich war so blödsinnig, mich darüber zu wundern, daß ich nicht selbst auf diesen, wie mir schien so einfachen Gedanken gekommen war, ich war im Begriff, sofort nach Hause zu laufen, um zum Werk zu schreiten, ich konnte die Zeit nicht erwarten, und mit Mühe hielt mich der Major zurück.

„Er gab mir mehrere Rathschläge, es kommt nichts darauf an, ich hörte kaum, was er sagte, denn ich war mit dem Verfahren der Magnetiseure vollständig vertraut, ich hatte unter Leitung des Majors schon ziemlich häufig manipulirt, ich wußte von ihm selbst, daß meine magnetische Kraft eine der stärksten, die vorkommen. Zu wie vielen Schändlichkeiten mag der Mann diese in mir liegende Kraft, von meinem sündlichen Leichtsinn begünstigt, gemißbraucht haben!“

Mit schmerzlicher Wehmuth blickte der Greis auf die bittre Reue des armen Beaune.

„Darauf bin ich nach Hause gegangen,“ fuhr nun der Fechtmeister leise und fast tonlos fort, „das süße Lächeln des geliebten Weibes galt mir nichts, ihre keusche Umarmung, ihr herziger Kuß, ihr liebliches Geplauder, eiskalt ließ mich Alles, ich hatte nur den einen Gedanken, den Gedanken des Verderbens. Ich habe mein Weib in den magnetischen Schlaf versenkt und habe mich dadurch von ihrer Liebe geschieden!“

Es entstand eine tiefe Stille, dann brach der durch die Erinnerung tief erschütterte Mann in ein lautes Weinen und wildes Schluchzen aus. Der ehrwürdige Greis faltete seine Hände und betete leise.

Als Beaune sich endlich etwas gefaßt hatte, wollte er fortfahren, Renatus redete ihm liebevoll zu, davon abzustehen, der Unglückliche aber bat, weiter reden zu dürfen; es erleichtere, sagte er, einem theilnehmenden Freunde seine Schuld zu bekennen.

Renatus machte ihn in herzlicher Weise darauf aufmerksam, daß er das Alles doch nur gethan, um sein Weib zu retten, daß er zwar die Mittel nicht

billige, daß sie aber in der Absicht ihre Entschuldigung finden.

Beaune schüttelte den Kopf: „Es wird sich bald zeigen, daß es nicht allein meine Liebe zu Athenais war, die mich zu diesen Dingen trieb, ich fürchte, daß von vornherein schon die böse Begier, die Macht-Grenzen der geheimen Wissenschaften kennen zu lernen, keinen geringen Antheil an meinem Verfahren hatte!"

Mit einer Art von verzweifelter Energie erzählte Beaune nun weiter: „Ich hatte Athenais durch meine Kraft in Schlaf versenkt, aber vergebens bemühete ich mich, eine Antwort von ihr zu erhalten, sie blieb stumm, schien aber unaussprechlich zu leiden. Ich nahm keine Rücksicht darauf, ich manipulirte weiter. Ich war ein Barbar, ich konnte diese unsägliche Angst auf dem geliebten Antlitz sehen, ich konnte auf diesen schmerzlich verzogenen Mund, der immer nur liebevolle Worte für mich gehabt, hinblicken, ohne Erbarmen zu fühlen! Aber mein frevles Bemühen blieb fruchtlos.

„Am andern Morgen in aller Frühe lief ich zu dem Major, um ihm mein Mißgeschick zu klagen. Er hörte mich mit anscheinender Theilnahme an und meinte endlich, ich müsse irgend etwas versehn haben,

dann versprach er mir, am Abend zu kommen, er wolle selbst den Versuch machen.

„Ich blöder Thor dankte ihm dafür und kehrte, einigermaßen beruhigt, nachdem ich noch einige dringende Geschäfte erledigt hatte, gegen Mittag in meine Wohnung zurück.

„Nicht wie sonst flog mir mein junges Weib entgegen, ihre süßen Augen leuchteten nicht auf bei meinem Eintritt; schüchtern, ängstlich stand sie an einem Fenster und als ich sie umarmte, zitterte sie, und als ich sie küßte, da waren ihre Lippen kalt.

„„Mich friert, mich friert!“ antwortete sie auf meine besorgten Fragen, halb ängstlich, halb mürrisch.

„So hatte ich mein Weib noch nie gesehen, aber sollte man es glauben, auch das brachte mich noch nicht zur Besinnung. Erst als sie sich von mir wendete und auf meine Frage fast flüsternd antwortete: ich fürchte mich vor Dir! erst da kam eine unbestimmte Angst über mich, daß die Strafe für mein frevles Beginnen ihren Anfang nehme.

„Doch auch das hatte keinen Bestand und als der Major erschien, war ich begieriger als je, einen neuen Versuch zu machen.

Athenais lag im Schlaf, nach Verabredung richtete

der Major, nicht ich, Fragen an die Schlafwachende und siehe da, sie antwortete mit so klarer, lieblicher Stimme, daß mir trotz meiner Verstockung die Thränen in die Augen traten.

„Ich ließ es geschehen, daß der Major nach einer Menge von Dingen fragte, ich sah wie begierig er lauschte, wie zufrieden er mit der Auskunft war, endlich zuletzt that er die Frage nach dem Rettungsmittel, da begann die Somnambule mit der reizendsten Weise von ihrer Liebe zu mir zu reden und war dabei leidenschaftlich wie ein liebendes Weib und unschuldig wie ein Kind, ich war hingerissen und glühte in Liebe.

„Es kann nichts nützen, mehr davon zu reden, mein Muth schmilzt dahin; ich will nur noch sagen, daß Athenais nur noch im schlafwachen Zustande mein geliebtes, liebendes Weib war, daß sie wach mir scheu aus dem Wege ging, daß sie sich vor mir fürchtete. Es war eine grauenvolle Existenz und dennoch fuhr ich fort, die Unglückliche in meinem Wahn, meist in Gemeinschaft mit dem Major, zu magnetisiren. Das that ich nunmehr nicht, um ein Mittel, sie zu retten, zu erfahren, darauf hatte ich schon Verzicht geleistet, ich that es auch nicht mehr allein, um wenigstens den Schatten von Liebe zu genießen, der mir allein

noch in ihrem magnetischen Schlaf zu Theil wurde, nein, ich that es hauptsächlich, um mir ihre Gabe des Hellsehens für meine politischen Zwecke nutzbar zu machen. Für diese politischen Zwecke, von denen ich vorher wußte, daß sie alle scheitern mußten!

„Dabei bemerkte ich's gar nicht, daß der Major nicht nur aus den Antworten meines armen Weibes, sondern aus meinen Fragen schon Kunde von Dingen bekam, die für ihn von höchster Wichtigkeit sein mußten.

„Endlich kam ein Tag, an welchem ich wie aus einem schrecklichen Traume erwachte, aber ich erwachte zu einer Wirklichkeit, die noch trostloser war, wie der Traum. Ich hatte die Beweise in den Händen, daß der Major, den ich bis dahin für den festesten Royalisten gehalten hatte, mit einem jacobinischen Comité in Verbindung stand, ich erfuhr, daß er für eine bedeutende Summe die Hand zu einem der schändlichsten Gaukelspiele geboten — ich erkannte, daß meine verbrecherische Thorheit die geheimsten Pläne der Royalisten durch den Major den Jacobinern verrathen. Ich war außer mir und beging die rasende Thorheit, diesen Mann zur Rede zu stellen, ihn, der mein Leben vergiftet, der mich um Weib und Ehre gebracht, zu

einer Genugthuung zwingen zu wollen, ich wollte ihn niederstoßen, ich war zu schwach selbst dazu, er warf mir die Splitter meiner Degenklinge vor die Füße."

„Sie müssen Gottes Barmherzigkeit danken, mein Sohn, daß er Sie vor dem Morde bewahrt hat!" sprach der Greis ernst.

„Ich danke Gott dafür alle Tage!" versetzte Beaune, „aber damals vermochte ich's noch nicht; das Einsehen sollte mir erst später kommen. Ich habe den furchtbaren Mann seit jener Stunde nicht wieder gesehen, aber ich fühlte ihn überall auf meinen Wegen, ich wußte, daß ich in ihm einen Gegner hatte, der weit mächtiger war als ich, aber ich fürchtete ihn nicht, ich warf ihm täglich fast mein Leben hin, aber er nahm's nicht, er wußte, daß es eine Last für mich war, es machte ihm Freude, mich in diesem Elend zu wissen, oh! ich sah ihn oft vor meinem innern Blick, wie das kalte Hohnlächeln um den Mund die Augen aufhob, um in's Weite zu stieren. Wahrscheinlich aber hat er sich doch in mir verrechnet. Er glaubte sicherlich, daß mich die böse Lust an der Geheimwissenschaft, wie schon einmal, mich nochmals als Schüler zu ihm, dem Meister, zurück führen werde. Es wäre das sicherlich geschehen, wenn ich noch weiter

mein armes, liebes Weib magnetisirt hätte, davor aber hat mich Gott der Herr in Gnaden bewahrt und mir Kraft gegeben, der oft schrecklich treibenden Versuchung dazu Widerstand zu leisten. Ja, die Versuchung dazu war oft furchtbar stark, denn meine Seele lechzte nach dem Laut der Liebe aus dem Munde meiner Athenais, wie der Verdurstende nach einem Wassertropfen lechzt — trübe, scheu, mürrisch ging das arme Weib neben mir her — in meiner Macht lag es, sie einzuschläfern, die Sonne der Liebe aufgehen zu lassen, Worte der süßesten Liebe zu hören — ich that es nicht, ich blieb fest, ich wollte nicht weiter freveln an meinem Weibe.

„Verdient habe ich schwer gelitten damals, aber ich war auch stolz dabei, daß ich fest blieb und hielt mich dünkelhafter Weise ganz fest davon überzeugt, daß mir Gott alle meine Sünden vergeben und mich noch besonders belohnen müsse für diese Festigkeit. Der Mensch ist ein sehr armselig dünkelvolles Geschöpf!

„Nun kam der Prozeß und die Hinrichtung des Königs, die aber noch nicht so schändlich war als der Prozeß — dabei war mir Gestalt des Abbé Edgeworth von Firnemont sehr begreiflicher Weise aufgefallen; mir kam in dem tiefen Schmerz um den gemordeten

König, der so fromm starb, wieder der Gedanke an die Kirche, an den Priester, ganz wie damals, als ich zum ersten Male von dem Major schied. Auch dieses Mal konnte ich mich nicht entschließen; an dem Morgen aber, wo ich meinem armen Bruder, den Baron, der bei den Jacobinern denuncirt war und fliehen mußte, aus der Stadt brachte, fiel mir plötzlich ein, daß mein armes Weib, das so fromm und zum Theil im Kloster erzogen worden war, die Tröstungen ihrer Kirche schmerzlich vermissen müsse. Vielleicht knüpfte ich auch die Hoffnung daran, daß geistlicher Zuspruch sie vielleicht zu befreien von den Banden dieses angstvollen Trübsinns, dieser schweren Angst vor mir. Von dem Ort, wohin ich meinen Bruder begleitet, kehrte ich, verkleidet wie damals immer, zu Fuß nach Paris zurück.

„Es war ein heller Sommermorgen und ich war leichter gestimmt wie seit langer, langer Zeit, denn ich hatte die feste Ueberzeugung, daß ich meiner unglücklichen Athenais Linderung geben würde, indem ich ihr einen Priester bringe. Ich wußte, daß es mir gelingen werde, einen Priester zu finden, obgleich das damals nicht leicht war, denn die Priester waren in Masse vertrieben, oder gemordet, was von ihnen

noch ausgehalten, das hielt sich ängstlich versteckt. Es war die schlimmste Zeit der wüstesten Schreckensherrschaft.

„Und Gott sendete mir Einen seiner treuesten Diener.

„Es ging ein Mann vor mir her, der ganz trefflich verkleidet war, das geringe Kleid erregte meine Aufmerksamkeit nicht, als ich mich aber umsah, da wußte ich, daß es der Priester war, den mir Gott für meine Athenais gesendet hatte.

„Daß ihn Gott auch für mich bestimmt hatte, das wußte ich damals noch nicht.

„Ich grüßte ihn und ging neben ihm her, mein Kleid paßte zu dem seinigen, wir sprachen gleichgültige Dinge. Und als wir eine Viertelstunde so dahin gegangen, sagte er plötzlich ernst, während er bis dahin gar freundlich gewesen: „Wen suchst Du in mir? suchst Du einen treuen Priester, so sprich, Gott allein hört uns!“

„Da stand ich wie vom Donner gerührt.

„Er aber nahm meine Hand, führte mich weiter und sprach: „Gott hat mich ausgesendet, Deinetwegen!“

„Mein Weib bedarf eines Priesters!“ versetzte ich zögernd.

„Aber Du bedarfst des Priesters nicht?“ fragte er noch ernster.

„Ich habe an meinem Weibe gesündigt,“ stammelte ich, „und sie bedarf des Trostes zuerst.

„Du aber der Buße!“ versetzte der Gottesmann bestimmt.

„Da ging mir das Herz auf und Thränen flossen über meine Wangen.

„Komm zu Gott durch ein Bekenntniß Deiner Sünden,“ sprach der Priester fast zärtlich, „unser Gott ist ein friedlicher Herr!“

„Und ich ging neben ihm her und bekannte ihm Alles, Alles, ich behielt ihm nichts vor. Darnach aber begann er zu reden, er sprach immer in kurzen Sätzen, er machte nicht viele Worte, aber seine Worte schossen wie Pfeile in meine Seele und Alles was er sagte, so war mir's zu Sinne, das hatte ich ja Alles längst schon gewußt. Er ging auf mein Verhältniß mit dem Major näher ein, er zeigte mir, wie mich dieser Mann verlockt und verstrickt; er stellte gar nicht in Abrede, daß derselbe tief eingedrungen sein müsse in jene dunklen Regionen, welche die Kirche ihren

Gläubigen verbietet, weil dort der Untergang lauert; er bestritt nicht, daß es geheime Kräfte gäbe, aber er zeigte mir, daß der Mensch nur auf Kosten seines bessern Theils Herr dieser verbotenen Reiche werden könne. Ich will hier nicht meine weitere Unterredung mit diesem Knecht Gottes wiederholen, Sie, mein verehrter Herr Vetter, wissen ja Alles, was er sagte, jeder Christ weiß es, nur ich wußte es nicht. Aber als er mir's sagte, da war mir's doch auch, als hätte ich's längst gewußt, das war, weil ich auch getäuscht war. Und als ich ihm sagte, wie das, was ich im Spiegel gesehen, so schrecklich eingetroffen, da sagte er: „Ja, ja, der Teufel ist auch ein mächtiger Fürst und ausbündig schlau ist er dazu!" Und als ich von dem schrecklichen Ende sprach, welches meinem Weibe bevorstand, da sagte er: „Ei! Du furchtsamer Mann, weißt Du nicht, daß unser Herrgott noch viel tausendmal mächtiger ist als der Teufel? Was fürchtest Du Dich? will unser Herrgott, daß Dein Weib ihren Leib lassen soll auf so schreckliche Weise in dieser schweren Zeit, ei! so halte Du Dich darnach, daß Du ihr da oben wieder begegnest zu höherer und reinerer Freude! Was jammerst Du über die kurze Trennung? Ist's aber nicht Gottes Wille, so lache

ich Deines Spiegels und Deines Beschwörers und des Teufels dazu, dessen Diener er ist! Damit soll aber nicht gesagt sein, daß Du die Hände in den Schooß legen sollst, sondern Du sollst viel mehr thun, was in Deinen Kräften steht, zur Rettung Deines Weibes. Du hast eben Deinen Bruder in Sicherheit gebracht, jetzt sage mir, Mensch, Du armer Mensch! warum hast Du Dein Weib nicht über die Grenze dieses mit Blut besudelten Landes gebracht, am Tage nach der schrecklichen Prophezeiung?"

„Das traf mich wie ein Schwertstoß mitten in's Herz hinein — warum war mir dieser einfache Gedanke nicht gekommen? Warum hatte ich meine Athenais nicht vor der Guillotine geflüchtet in ein Land, wo es keine Guillotine gab?

„Von dem Augenblick an war ich fest entschlossen, meine Athenais aus dem Bereich der Guillotine zu flüchten; ich wußte, daß ich ihr nicht sofort folgen konnte, denn ich war noch durch heilige Versprechungen an den blutigen Boden meines unglücklichen Vaterlandes gefesselt.

„Es war mir, als sei mir der Priester von Gott gesendet, auch darum, daß er mein Weib aus Frankreich führe; ich sprach ihn sofort darauf an und

siehe da! er war bereit, den Schutz der unglücklichen Frau zu übernehmen.

„Wie wunderbar glücklich sich das Alles anließ!

„Der Gottesmann, dem ich so viel verdanke, war der Geistliche einer kleinen Vorstadtkirche von Rouen; bei treuen Mitgliedern seiner Gemeinde hatte er sich seit langer Zeit versteckt gehalten, er hatte die Stätte nicht verlassen wollen, wo seine Kirche stand, er hatte als ein treuer Knecht nicht weichen wollen von den Schafen, deren Seelenweide ihm der Herr übertragen, er hatte seine Armen und seine Kranken nicht zu verlassen vermocht in dieser schweren Zeit des Trübsals. Aber immer kleiner war der Kreis der Getreuen geworden, der Bürgerkrieg und die Guillotine, Furcht und Verrath hatten ihn nach und nach verzehrt. Aber erst, als Niemand von seinen treuen Gemeindekindern übrig war, als sie Alle todt und flüchtig, oder abtrünnig, da schied der Abbé Lautrec, das ist der Name dieses herrlichen Priesters, von dem Ort, wo er fast zwanzig Jahre des geistlichen Amtes gewaltet. Er hielt sich jetzt erst für berechtigt, für seine eigene Sicherheit zu sorgen und in's Ausland zu flüchten, denn in Frankreich lauerten

überall Tod und Gefängniß an dem Wege der getreuen Priester.

Klug und energisch einerseits, aber ohne Mittel andrerseits hatte er eine unscheinbare Verkleidung angelegt und wanderte nach Paris; er kannte dort Niemanden, er konnte nicht hoffen, dort auch nur Einen von den alten Freunden zu finden, die er ehemals dort gehabt, aber er wußte, daß ihn Gott zu Paris die Mittel zur Flucht finden lassen werde, wenn es sein Wille sei, daß er dem zeitlichen Verderben entrinne.

„Und so führte uns Gott zusammen.

„Ich nahm den Abbé Lautrec ohne jedes Mißtrauen in die versteckte Wohnung, die ich seit einigen Wochen bewohnte, in welcher ich den feinsten Spürern der Jacobinern Trotz bot, so lange nicht etwa der Major durch seine Hellseherinnen meinen Schlupfwinkel entdeckte und ihn an die Municipalität verrieth.

Meine Wohnung war in einem verlassenen Hause, deren gab es damals genug in Paris und zwar in dem Hofraum, aus welchem ich durch mehrere Fluchtwege entschlüpfen konnte im Fall einer Entdeckung. Wie ein Fuchsbau war das Ganze angelegt. Die verschiedenen Wege, auf denen ich mich in diese

Wohnung begab, auf denen ich sie verließ mündeten in andere Straßen als die, in welcher das verlassene Haus lag; sie führten durch verschiedene andere Häuser, durch verlassene Gärten, Höfe, über Treppen hinauf und hinunter, man mußte zuweilen auf Böden steigen und dann wieder hinunter durch Keller schlüpfen; es waren Thüren vermauert und Mauern durchbrochen worden; mit einem unbeschreiblichen Aufwand von Scharfsinn und Geld war so ein Schlupfwinkel geschaffen worden, wo die Führer der decimirten Royalisten-Partei noch mit einiger Sicherheit zusammen kommen und sich berathen konnten.

„Das Alles war nur möglich in dem engen Gewirr der Straßen und Gassen hinter der Kirche Saint-Germain.

„Dorthin führte ich den Abbé Lautrec und ich ließ ihn dort zwei Tage allein bei meinem unglücklichen Weibe.

„Als ich ihn wieder sah, sagte er sehr ernst, daß Athenais eines Arztes dringend bedürfe, denn sie sei in Hoffnung, Mutter zu werden.

„Da überkam mich eine tiefe Muthlosigkeit, denn wo sollte ich in dieser Zeit einen royalistischen Arzt finden? Die Aerzte zuerst waren in das Lager der

Revolution übergegangen — eine Hoffnung dämmerte, mir fiel der berühmte Leibarzt des Herrn Grafen von Artois ein, der treffliche Baron von Latable de Saint-Jean. Trotz der späten Stunde lief ich nach seiner Wohnung am Palais-Platz, dort aber fand ich nur den alten Kutscher des Barons, der mich erkannte und mir anvertraute, daß sein Herr geflüchtet sei, weil ihn etliche neidische Aerzte der Municipalität denuncirt hätten. Der Baron befand sich bei einer Tochter, welche sich nach Deutschland verheirathet hatte.

„Ohne Hoffnung kehrte ich in meinen Schlupfwinkel zurück und berathschlagte mit meinem Abbè.

„Derselbe war der Ansicht, daß die Flucht sofort stattfinden müsse, Athenais müsse an einen Ort gebracht werden, wo sie ärztliche Hülfe habe.

„Noch in derselben Nacht führte ich mein Weib und meinen Freund zu einer treuen Person, welche mit Lebensmitteln vom Lande, Gemüse, Eiern und dergleichen handelte; diese übernahm es, die Flüchtlinge über die Barrière hinaus zu bringen; sie mußten sich als Landleute verkleiden, welche Victualien in die Stadt gebracht hatten und nun leer zurückkehrten. Ich selbst wollte sie in einem Steinbruch erwarten mit andern Verkleidungen.

„Es war nicht schwer, wenn man Certificate hatte und in Besitz solcher war das royalistische Comité immer, durch Frankreich zu reisen, wenn es nicht eben eine Person war, auf welche speciell die Aufmerksamkeit der Jacobiner gerichtet war, aber es war schwer über die Barrière von Paris und noch schwerer über die Grenzen Frankreichs zu kommen. Auf das junge Weib und auf den unbekannten Abbé war schwerlich die Aufmerksamkeit der Jacobiner gerichtet, kamen Beide glücklich über die Barrièren von Paris hinaus, so konnte ich sie ziemlich sicher bis zur Grenze gelangen lassen. Ueber die Grenze freilich — das war eine andere Sache, denn da hetzten ihre Späher und ihre Anhänger wie Bluthunde hinter Priestern und Edelleuten her.

„„Wir müssen der Barmherzigkeit Gottes auch Etwas überlassen!“ sprach der Abbé ruhig.

„Und so stand ich denn lauernd an dem verlassenen Steinbruch in Angst und Besorgniß, zuweilen betend, aber immer wieder die Reise-Route der Flüchtlinge überlegend.

„Endlich kamen sie und ihre Verkleidung war so gut, daß ich sie nicht erkannt haben würde, wenn ich nicht um das Geheimniß gewußt hätte.

„Es dunkelte bereits; sie legten eine gewöhnliche, sehr mitgenommene bürgerliche Tracht an; der Abbé konnte sich durch die Certificate, die ich ihm gab, als einen armen Fischer von Rouen ausweisen, der mit seiner Tochter nach Pfalzburg reiste, um dort eine kleine Erbschaft zu heben. Rouen und Pfalzburg waren absichtlich gewählt, weil Lautrec an beiden Orten Bescheid wußte, denn er war einige Jahre Kaplan in Pfalzburg gewesen und verstand ein wenig deutsch.

„Von dem Steinbruch sollten sich die Flüchtlinge nach dem nächsten Dorf begeben, dort über Nacht bei einem Freunde, welcher völlig unverdächtig war, bleiben und am Morgen eine Art von Privat-Postwagen benutzen, wie es deren Viele in Frankreich giebt.

„Athenais hatte sich scheu von mir zurückgehalten, als ich aber Abschied nahm, da fiel sie mir plötzlich weinend um den Hals und sie, die Unschuldige, bat mich um Vergebung. Lange, lange hielten wir uns unter Thränen umfaßt.

„Kein Wort weiter über diese unendlich süße und unendlich bittre Abschiedsstunde!

„Als die beiden theuren Flüchtlinge, nachdem wir Drei zusammen gebetet, nach der Landstraße

hinunter gegangen waren, lag ich noch lange in dem Steinbruch weinend und doch glücklich.

„Gegen Morgen schlich ich hinunter nach dem Dorf und versteckte mich unfern des Hauses, wo der Wagen, den meine Geliebten erwarteten, frische Pferde bekam; ich ließ mich nicht sehen, aber ich hatte die Freude, sie Beide noch ein Mal zu sehen, sie waren allein in dem Wagen.

„Als ich nach Paris zurückkam, dankte ich Gott aus voller Seele, es war die höchste Zeit gewesen, denn in der Nacht waren Municipalbeamte in mein Versteck gedrungen, und wenn es uns auch wohl gelungen sein würde, durch einen der verborgenen Ausgänge zu entkommen, so hätte ich doch keinen Fleck in Paris mehr gewußt, wo ich das zarte, kranke Wesen hätte unterbringen können.

„In meinen Gedanken begleitete ich die theuren Flüchtlinge von Station zu Station; Nachricht von ihnen zu erhalten, konnte ich nicht hoffen, so lange dieselben nicht jenseits der Grenze und in völliger Sicherheit und auch dann war es nicht leicht Kunde zu geben. Wir hatten in dieser Beziehung nur ausgemacht, daß der Abbé Nachrichten über den Aufenthalt meines Weibes, das er nicht zu verlassen ver-

sprochen, bei den katholischen Geistlichen in Coblenz, in Frankfurt und in einigen andern Orten niederlegen wollte, damit ich im Stande sei, sie zu finden, wenn meine Pflicht in Frankreich erfüllt war.

„So vergingen Wochen und ich lebte der festen Zuversicht, daß die Flucht gelungen, daß ich mein Weib vor der Guillotine gerettet.

„Da wurde mir eines Tages, es war kurz vor der schändlichen Hinrichtung der Königin, aus dem Gefängniß bei den Carmelitern, wo wir, wie in allen Gefängnissen, regelmäßige Berichterstatter hatten, gemeldet, daß sich unter den neu eingelieferten Gefangenen ein Priester und eine junge Dame befinde. Es wurde für den Priester ein Breviarium, für die Dame einige nothwendige Kleidungsstücke verlangt; vielleicht war es die beste Seite des royalistischen Comités, daß sie damals sich auf's Eifrigste bemüheten, den Gefangenen Erleichterungen zu verschaffen; ihre politische Thätigkeit führte immer nur zu neuen Niederlagen, aber die Werke der Barmherzigkeit, die sie übten, haben sicher großen Segen gebracht.

„Es war damals so häufig, daß Priester und Damen verhaftet wurden, es konnte mir eigentlich kaum auffallen und dennoch schlug mir das Herz, als

ich die Meldung las — eine bange Ahnung sagte mir, daß es mein Weib und mein Freund sei, für welche diese Dinge verlangt wurden.

„Ich stellte sofort Nachforschungen an; zunächst erfuhr ich freilich nur, daß die Beiden von auswärts eingeliefert worden seien, das aber grade mußte ja meine Besorgnisse steigern und, ich hatte mich nicht getäuscht, die Register nannten die Namen: Lautrec, unbeeidigter Priester, und Athenais Talaru, Frau des Ci-devant Ritters von Beaune, eines gefährlichen Verschwörers gegen die Republik.

„Es war Gottes Wille nicht gewesen, daß mein Weib gerettet würde.

„Da kamen schwere Stunden menschlicher Schwachheit über mich, ich vermochte es lange nicht, mich zu beugen unter die Hand Gottes, reden wir davon nicht weiter!

„Es gelang mir, eine Verbindung zwischen mir und meinen beiden Lieben im Gefängniß herzustellen, ich besitze eine Reihe von kleinen Zetteln und Papierstreifen von meiner Athenais, von meinem Freunde Lautrec, ich weiß, daß ich Beide droben wiederfinden werde, wenn auch nicht durch meine Verdienste.

„Meine theuren Flüchtlinge waren glücklich ohne

Aufenthalt nach Balfort gekommen, dort aber waren sie verhaftet worden, auf eine Reclamation des Sicherheits-Ausschusses, der ein ganz genaues Signalement Beider beigefügt war. Man hatte Beiden sofort ihre richtigen Namen gesagt und sie ein Paar Wochen zu Balfort im Gefängniß behalten und sie dann auf eine neue Reclamation des Sicherheits-Ausschusses mit noch dreißig andern Personen, meist adeligen Damen der Umgegend, nach Paris gebracht, wo sie in die verschiedenen Gefängnisse vertheilt wurden. Diese Maßregel, ein politisch völlig unbedeutendes Weib und einen unbekannten Priester nach Paris zu bringen, verrieth mir die Hand, die den Schlag führte.

„Die Hand, die mich schützte, damit ich die Qual dulde, die mich dem Tod entriß, weil man mir den Tod nicht gönnte, sie faßte mein Weib, schleppte es nach Paris, damit ich es sterben sehen sollte.

„Und ich sah die Geliebte sterben!

„Es war mir nicht möglich gewesen, in das Gefängniß zu dringen; ich forderte den Tod heraus, Gott wird es mir verzeihen, aber die furchtbare Hand meines Feindes schützte mich aus Bosheit.

„Jeden Morgen lauerte ich an dem Thore des

Carmeliter-Klosters, denn ich wußte, daß ein Tag kommen werde, wo man mich nicht mehr finden könne, die Geliebte zu sehen.

„Und der Tag kam; der nur mit einem Pferde bespannte Karren fuhr heraus, die Escorte setzte sich in Marsch und umgab die Opfer; wie alle Morgen drängte ich mich heran und musterte angstvoll spähend die bleichen Gesichter.

„Ich erkannte sie, ja, sie war es, sie sah wie ein Opferlamm aus in ihrer weißen Jacke, mit dem süßen kindlichen Gesicht unter der weißen Haube und neben ihr saß der Abbé Lautrec, mein edler frommer Freund, sie beteten Beide zusammen.

„Einen Blick, einen letzten Blick mußte ich haben; ich schrie gewaltig, aus aller Kraft meiner Lungen, der Schmerz, die Verzweiflung halfen mir schreien, aber es war umsonst, das infernalische Geheul des Pöbels übertäubte Alles und das wilde Getümmel, welches immer besonders stark war, wenn Frauen, namentlich Nonnen, zur Schlachtbank geschleppt wurden, machte jede Annäherung unmöglich.

„Wüthend wie ein Stier brach ich durch die Volkshaufen, ich erreichte den Revolutions-Platz wirklich vor dem Karren, aber bis zu dem schrecklichen

Gerüst mit den beiden hohen, rothen Pfosten konnte ich nicht vordringen, denn dicht an einander gekeilt standen die Menschenmassen.

„Ich betete und flehete zu Gott um einen Blick, nur um einen Abschiedsblick von ihr; dreiundzwanzig Opfer waren auf dem Karren, von einem wüsten, teuflischen Geheul des Pöbels begrüßt, am Fuße des Schaffots angelangt; dreiundzwanzig, ich hörte die Zahl von den Umstehenden so oft wiederholen, daß sie sich meinem Gedächtniß fest einprägte. Nun stiegen die Opfer empor zu den Pfosten, eines nach dem andern, und ein Kopf nach dem andern fiel und ganz stupide zählte ich laut, wie meine Umgebung, eins, zwei, drei, vier und so fort. Als aber das zwölfte Haupt gefallen war, da zählte ich nicht mehr, denn sie, meine Athenais, mein Weib, war emporgestiegen. Gott hatte Erbarmen mit mir, ihr Blick fand mich, er fand mich sofort unter den Tausenden und er ruhete auf mir so mildwehmüthig, oh! und so tief traurig zugleich, Gott sei Dank für diesen Abschiedsblick! Im nächsten Moment sah ich ihr edles liebes Haupt fallen — dreizehn! dreizehn! zählten hunderte von Stimmen um mich her.

„Weiter habe ich nichts gesehen, nichts gehört,

ich fiel nicht in Ohnmacht, aber ich glaube, daß ich in jener Stunde nahe daran gewesen bin, den Verstand zu verlieren, vielleicht hatte ich ihn verloren, denn als ich wieder zur Besinnung kam, bemerkte ich, daß ich mitten in einem Volkshaufen schon weit von dem Revolutions-Platz dahin schritt und allerlei tolles Zeug schwatzte. Ich schwatzte auch weiter, ich schnatterte, und ich wußte es, aber ich hatte keine Gewalt über meine Zunge, ich konnte sie nicht anhalten und die Leute um mich her jubelten, lachten und spotteten, denn sie hielten mich für trunken.

„Es ist seltsam, daß ich eigentlich erst dann zur Besinnung kam, als ich mich erinnerte, daß meiner armen lieben Athenais, wie allen Opfern, die Hände auf den Rücken zusammen gebunden waren, ich weinte plötzlich, aber ich weinte zuerst nicht um den Tod der Geliebten, sondern, daß man ihr die lieben, kleinen Hände gebunden.

„Diese Thränen haben mich gerettet.

„Meinen theuren Abbé Lautrec habe ich nicht sterben sehen, ich habe nachher erfahren, daß er am Fuß des Schaffots gestanden und jedem Opfer, das vor ihm hinauf stieg, die Absolution ertheilt habe,

dann war er selbst hinauf gestiegen und laut betend hatte ihn das Mordbeil getroffen.

„In meiner Wohnung fand ich einen Zettel mit dem schriftlichen Abschiedsgruß der Lieben; sie waren am Abend vorher erst vor das Revolutions-Tribunal gebracht und verurtheilt worden, sie hatten Beide keine Hoffnung mehr, mich noch ein Mal hienieden, aber die freudige und feste Zuversicht, mich droben für die Ewigkeit wiederzusehen."

Der Ritter von Beaune schwieg, der alte Herr Renatus aber trocknete sich die Augen, dann nahm er einen vergilbten und vergriffenen französischen Psalter, den einst Louise Couronne seine Ahnmutter aus Frankreich mit nach Brandenburg gebracht, schlug ihn auf und reichte ihn dem Vetter.

Er las lange und aufmerksam, als sie aber schieden darnach, legte der Greis schweigend seine Hand auf das Haupt seines Verwandten. —

Noch oft hat der Fechtmeister in der Bücherstube des alten Fauvelhauses mit dem milden Greise gesessen, die schwere Vergangenheit besprechend und sich des Wiedersehens getröstend, bis man ihn eines Tages zu dem Bette des theuren Verwandten führen mußte.

Renatus war ganz plötzlich so schwach geworden, daß er sich nicht mehr zu erheben vermochte, aber sein Geist war hell und seine Stimme versagte ihm nie, wenn er sie erhub, um Gott zu loben. Eines Morgens fanden sie ihn todt, er war still im Schlafe heimgegangen und hatte von Niemandem Abschied genommen, selbst nicht von seiner geliebten treuen Lebensgefährtin. Er wußte wohl, daß es für die liebe Alte keines Abschieds bedurfte, denn sie folgte ihm, wie immer im Leben, auch in den Tod treulich nach. Sie entschlief an demselben Tage, ohne Krankheit, ohne Todeskampf, sie folgte eben nur ihrem Renatus nach und die Familie wunderte sich darüber nicht; sie wußten ja Alle, daß das der Wunsch der theuren Frau gewesen, sie dankten nur Gott, daß er sich auch darin dieser einfachen, liebenden Seele gnädig gezeigt und sie mit ihrem Renatus hinweggenommen hatte an einem Tage.

Und die beiden alten Leute wurden begraben an einem Tage und in einem Grabe.

Unter den Kindern und Enkeln, welche diesem Paar das letzte Geleit gaben, sah man auch den Fechtmeister Beaune.

So wurde der letzte Mann aus dem Geschlecht

der Fauvel begraben, die sich einst refugirt hatten in diesem Lande.

Es war übrigens das letzte Mal, das man in Frankfurt den Fechtmeister Beaune öffentlich sah; wenige Tage darauf erfuhr man, daß er die Stadt verlassen hatte. Die Meisten sagten, er sei nach Frankreich zurückgekehrt, aber er war nicht so weit gegangen.

Siebentes Capitel.

Funfzig Jahre später.

Es war wundervoll kühl in dem nur nach Nordwesten offnen, inneren Schloßhof, wo wir an der langen Holztafel Moselwein und Selterser Wasser tranken und unsere Cigarren rauchten, wir Alle mit den fabelhaftesten Sommerhüten von Stroh und Papier aus dem reichen Vorrath unsers gütigen Freundes, des Schloßherrn, versehn.

Das zierliche Lindenlaub wehte leise im sanften Zuge der frischen Brise, Lindenduft und grüner Schatten zwischen uns und der schweren Sommerhitze. Der Brunnen, dessen wohlschmeckendes Wasser berühmt, plätscherte vor uns, als wolle er uns die Kühle, deren wir genossen, recht in's Bewußtsein rufen. Hieroglyphenschriften, in bizarrer Laune den Wänden eingefügt, blickten gleichgültig auf die behagliche Herrengesellschaft nieder; an den Lindenbäumen

hingen Kästen mit allerlei Geflügel und andere mit schwarzen Eichhörnchen aus den böhmischen Bergen; bevorzugte Hühner gaben mehr als genügende Proben ihrer Dreistigkeit und hübsche Kinder jagten im lauten Spiel mit nichts weniger als hübschen Hunden herum; es war ein anmuthiges Bild.

Die Anfangs ziemlich lebhaft geführte politische Debatte wurde allgemach weniger scharf, die Sommerfrische und Behaglichkeit stumpfte die scharfen Pfeile ab, selbst der Geheimerath Sempermalcontant fing an, menschliches Mitleid mit seinem Minister zu fühlen und gab zu, daß derselbe doch am Ende ein guter Cavallerie-Offizier geworden wäre, welche großartige Concession denn allerseits mit einem befriedigten Kopfnicken aufgenommen wurde.

Wer weiß, wohin diese friedliche Stimmung noch geführt hätte, wie solche bedenkliche Befriedigung ausgelaufen wäre, wenn nicht gerade noch zur rechten Zeit die Damen erschienen wären, die edle Mutter mit ihren Töchtern und Schwiegertöchtern.

Allgemeiner Aufbruch und danach ein Wandeln in verschiedenen Gruppen durch den großen, etwas wild aussehenden, aber eben darum um so anmuthigeren Garten.

Neben der edlen Frau vom Hause schreitet rechts der gewissenhafte Schreiber dieser Blätter, links der älteste Sohn der Dame, ein stattlicher Garde-Offizier.

„Du könntest uns nach dem krummen Horn hinunter rudern, lieber Demetrius,“ begann die Dame, „wir könnten unserm Freunde zeigen, was hier eigentlich das Merkwürdigste ist!“

Der Garde-Offizier war mit bei ihm selbstverständlicher Galanterie sofort bereit, auch mit dem Rudern zu dienen, er warf nur einen Blick rückwärts nach seiner jungen Frau, der vielleicht nur einen freundlichen Abschiedsgruß, vielleicht auch eine schüchterne Bite um Urlaub enthielt.

Jedenfalls wurde der Urlaub ertheilt und der Gruß erwidert.

Einige Minuten später traten die Drei in ein sauberes Boot, welches unten an der Anlände des Gartens lag, der Königliche Befehlshaber über zweihundert und mehr Leibgardisten legte sich in die Ruder und geräuschlos fast flog das Boot in die blaue, glänzende Fluth hinaus.

Die Fahrt dauerte nur kurze Zeit, obwohl der Spiegel ziemlich breit war, eine waldige Inselspitze wurde geschickt umfahren, doublirt, wie man bei der

Marine sagt und dann schob sich das Boot in eine breite Wasserstraße, welche in das hohe dichte Schilf hineingearbeitet war.

Der Offizier sprang an's Ufer, zog den Kahn an der Kette dicht an's Land, half seiner Mutter aussteigen und rief heiter: „Nehmen Sie sich in Acht, lieber Hofrath, so, jetzt heiße ich Sie willkommen auf meinem eignen Grund und Boden. Ah, Sie wissen noch nicht, daß Sie sich auf der berühmten Halbinsel, genannt das krumme Horn, befinden, nun, ich bin der bescheidene Besitzer dieses unverschämt großen Reiches, welches mir meine gütige Mama am letzten Weihnachtsfeste geschenkt hat!"

Nach dem freundlich aufgenommenen Glückwunsch zu so gewaltigem Grundbesitz, gelangte die edle Dame, die solche Besitzungen wie Weihnachtsnüsse verschenken konnte, mit ihren Begleitern auf einem Seitenpfade in eine prächtige Allee von schönen Platanen, zwischen denen hier und dort auch noch eine alte Pappel, zum Windbruch reif, stehn geblieben war.

Die Allee führte von einem sehr geschmackvollen Hause im italienischen Villenstyl, welches eben mit der nöthigen Zinkbekleidung versehen wurde, land-

wärts zu einem eisernen Gitterthore mit den unvermeidlichen vergoldeten Lanzenspitzen.

„Villa Valeska,“ sagte der Garde-Offizier, mit sichtlichem Vergnügen auf das schöne Gebäude deutend, „von Mama meiner Frau zu Ehren an deren letztem Geburtstage so benannt. Papa war natürlich nicht zufrieden mit dem Namen, wollte es „Mückenlust“ nennen, wurde aber überstimmt, ergab sich auch in sein Schicksal, liebt überhaupt das krumme Horn nicht. Kosten, wissen Sie, nicht unbedeutende Einkünfte, hm! reichen vielleicht für eine Cigarrenrechnung aus, weiter in keinem Fall. Papa ist sehr positiv, Mama und ich, wir repräsentiren die Poesie in der Familie!“

Unter heiterem Geplauder waren die Drei aufwärts steigend auf ein kleines Plateau an der äußersten Spitze des Hornes gelangt, von welchem man eine höchst malerische Wasserlandschaft mit sanften, aber schön bewaldeten Anhöhn im Hintergrunde vor sich hatte.

Zur Linken des Weges, etwas rückwärts und von drei Seiten von alten Fichten und Kiefern umgeben, stand ein kleiner Tempel von schlichtem Sand-

stein, wenn man eine Rückwand mit zwei Säulen davor und ein schräges Dach so nennen will.

„Das ist das Emigrantengrab," sagte die freundliche Edelfrau zu ihrem Gast, „mein Oheim, von dem ich das krumme Horn erbte, kaufte die Besitzung von einem französischen Abbé, welcher mit seiner Familie emigrirt war, aber 1815 allein nach Frankreich zurückkehrte. Seine Mutter und seine beiden Brüder sind hier, wo sie längere Zeit gelebt, gestorben und liegen auch hier begraben. Der Alte hat im Kaufvertrag diese Grabstätte gesichert, es darf nichts daran geändert werden, auch hat er selbst sich hier begraben lassen wollen. Das ist denn auch geschehn. Vor zwölf Jahren ist sein Sarg von Paris aus hierher gebracht und seinen Bestimmungen gemäß hier beigesetzt worden!"

Auf der Rückwand des Tempels oder des Grabmals standen in goldenen Buchstaben die Worte: „Hier, im fremden Lande, wo sie eine neue Heimath fanden, liegen drei Brüder zu den Füßen ihrer geliebten Mutter."

Die vier Gräber, von denen eins oben dicht an der Wand, die drei andern in einer Reihe darunter lagen, waren mit vier ganz gleichen Platten von

grauem Marmor bedeckt. Alle waren zu Häupten mit einem Kreuz, am Fußende mit einem Wappenschild geschmückt, das ein geschachtes Feld zeigte und oben mit einem von Perlenschnüren umwundenen Reifen, der Krone der französischen Barone, besetzt war, über welcher sich der Helm mit einem gekrönten Schwanenhals erhob.

Auf dem oben einzeln liegenden Steine las man zwischen Kreuz und Wappenschild: „Hier liegt die sehr edle und sehr mächtige Dame Susanne von Beaune, Baronin von Fauvel-Concal und Fauvel-Alain, Dame von Esparbès, Viry Rabiel und Barlaiemont, welcher Gott gnädig sein möge! 1798.“

Auf dem mittleren Stein, gerade unter dem oberen, las man: „Hier liegt der sehr edle und sehr mächtige Herr, Herr Timoleon von Fauvel, Baron von Fauvel-Concal und Alain, Herrn von Esparbès und Viry, Herr von Barlaiemont und Seneschall von Rabiel, Erbhofmeister von Touraine und Ritter vom heiligen Michael, welchem Gott gnädig sein möge 1799.“

Auf dem zweiten Steine, dem zur linken, lautete die Legende: „Hier liegt der sehr edle und sehr tapfere Herr, Herr Friedrich Renatus von Fauvel,

Ritter von Beaune, Lieutenannt der schwarzen Mousquetairs des allerchristlichsten Königs von Frankreich und Navarra, welchem Gott gnädig sein möge! 1811."

Auf dem letzten Steine endlich, dem zur Rechten, hieß es: „Hier liegt der sehr edle und sehr andächtige Herr, Herr Eustachius von Fauvel, Abbé von Barlaiemont, ein Priester der heiligen Kirche, welchem Gott ein milder Richter sein wolle! 1842."

Das ist das französische Emigrantengrab im Brandenburger Lande!

Die Drei aber kehrten in eigenthümlich bewegter Stimmung zurück nach dem lieben Schloß am andern Ufer.

Ende.

Inhalt des dritten Bandes.

Hesekiel, George,

Refugiert und Emigrirt Eine brandenburgisch-französische Geschichte in drei Büchern von George Hesekiel

Bd.: 3

Berlin 1869